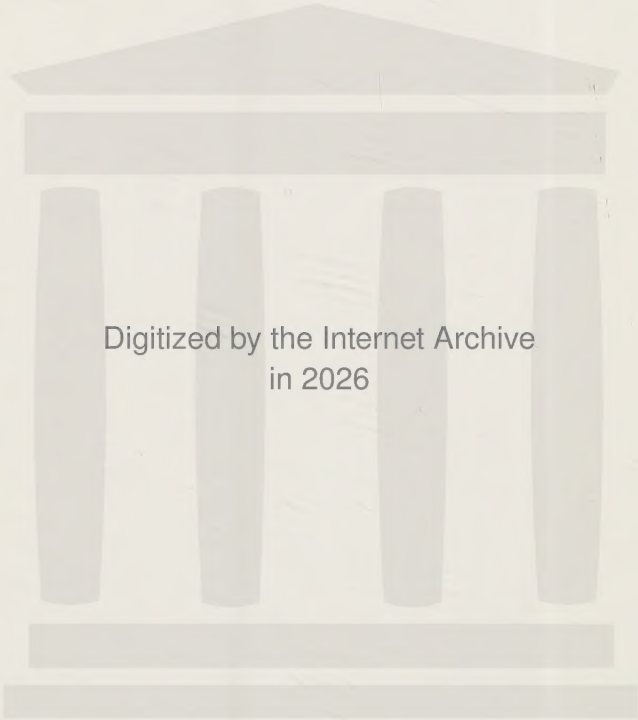
Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/samuelernsttimot0023dher

SIGILL. SCHOLAE RELIGIONIS PACIFICAE
CONDITA A.D. 1866
PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

Beiträge

zur

Förderung christlicher Theologie

Herausgegeben von

D. A. Schlatter
Prof. in Tübingen

und

D. W. Lütgert
Prof. in Halle a. S.

---

23. Band.

3. u. 4. Heft:

Samuel Ernst Timotheus Stubenrauch und sein Neffe Friedrich Schleiermacher

von **D. Hermann Hering**

Gütersloh
Druck und Verlag von C. Bertelsmann
1919

Samuel Ernst Timotheus Stubenrauch

und sein

Neffe Friedrich Schleiermacher

Eine Geburtstagsgabe

von

D. Hermann Hering

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

GRADUATE THEOLOGICAL UNION
LIBRARY
1962

Gütersloh
Druck und Verlag von C. Bertelsmann
1919

BT
10
B34
.23:3-4

RK74
B297
N.25:3-4

Der Theologischen Fakultät

der

Universität Halle-Wittenberg

mit der er während der Hälfte seines
Lebens treu verbunden gewesen ist

gewidmet von ihrem Senior

Hermann Hering

Nehmen Sie, verehrte Herren Kollegen, diese am Spätabend meines Lebens geschriebene Studie freundlich auf als einen kleinen Beitrag zur Geschichte unserer Körperschaft und zum Gesamtbilde des großen patriotischen Theologen, der vor mehr als hundert Jahren der unsere war und aus dem literarischen Schaffen und Treiben seiner Anfänge „in die Sturmschicht des Lebens" emporwuchs. Welche Hülfsdienste ihm lange vorher der bescheidene Oheim in der Epoche inneren Ringens und

darüber hinaus geleistet, und mit wie treuer Dankbarkeit der Größere den Anteil des Kleineren an seinem Werden anerkannt hat, tritt hoffentlich aus dieser Biographie Stubenrauchs deutlich genug heraus, um Interesse bei jenen Lesern zu gewinnen, die es mit dem Spruch eines der ehrwürdigsten Väter unserer Fakultät halten: „Ich liebe so sehr die Werdenden!" Mir wenigstens hat eben dies Interesse die Freude an dieser Arbeit erhöht und durch die Sammlung, die sie heischte, den Ausgleich mit der Spannung gefördert, in der unser aller Herzen gehalten werden während dieser schwersten Zeit unseres Vaterlandes. Möchten denn auch diese Blätter zu würdigem Gedächtnis des hundertfünfzigsten Geburtstages Friedrich Schleiermachers beitragen, und seien sie zugleich Ausdruck meines Dankes für alle mir aus Ihrer Mitte, liebe Kollegen, wie sonst aus weitem Schüler- und Freundeskreise zu meinem achtzigsten Geburtstage erzeigte freundschaftliche Gesinnung und Treue!

Ihr alter Kollege

D. Hermann Hering.

Geschrieben im schweren Jahr 1918
in den Tagen der Erinnerung an die
Leipziger Schlacht.

1. Einleitung.

In dem Lebenslauf, den Schleiermacher im April 1794 sechsundzwanzig Jahre alt auf amtliche Veranlassung verfaßt hat, sagt er über den kritischen Wendepunkt seiner religiösen Entwicklung im Jahre 1786 folgendes: Vergeblich versuchte man nun meine Bekehrung durch alle Mittel; ich konnte den Pfad nicht mehr verlassen, den ich einmal betreten hatte; aber ich fühlte lange Zeit die Kraftlosigkeit, die mir die Anstrengung verursacht hatte, mich durch alle die Verhaue und Hindernisse durchzuarbeiten, die mir bei dieser Entdeckung hineingelegt wurden. Mein Vater bewilligte mein Verlangen, Barby zu verlassen und die Universität Halle zu beziehen. Ich tat es im Frühjahr 1787, aber unter wenig günstigen Umständen. Unbekannt mit der freien Welt, die ich seit meinem vierzehnten Jahre nicht gesehen hatte, noch dazu mit dem Bewußtsein, daß es mir an Geschmeidigkeit und feinen Sitten gänzlich fehle, mit nachteiligen Vorstellungen von der Roheit meiner künftigen Sodalen erfüllt, und verzweifelnd an der Möglichkeit, mir Freunde unter ihnen zu erwerben, fand ich in mir selbst keine Hülfsmittel gegen die Unannehmlichkeit, die ich voraussah; denn ich war schüchtern und ermüdet von der langen Dauer eines beklemmenden Verhältnisses. Die einzige Stütze, auf die ich mich verließ, war ein väterlicher Freund, dessen Rat und Wohlwollen mir gewiß war, der Professor Stubenrauch, Bruder meiner damals schon seit mehreren Jahren verstorbenen Mutter. Seine Verdienste um mich sind zu groß und zu mannigfaltig, um einzeln erwähnt zu werden, und nichts schmerzt mich mehr

als daß das Bewußtsein, seine Freundschaft nicht hinlänglich benutzt zu haben, mich hindert, statt alles Rühmens zu sagen: Seht, was ich geworden bin, ich habe es ihm zu danken.

Dies im schönen Affekt pietätvoller Dankbarkeit abgelegte Ehrenzeugnis wird es rechtfertigen, wenn des Mannes, dem es galt, nicht nur in einer Schleiermacherbiographie gelegentlich gedacht wird. Selbst wenn es sich herausstellen sollte, daß jene Worte damals nicht ohne einen gewissen Überschwang geschrieben und heute nicht ohne einige Einschränkung zu verstehen sind, wird ein auf Verständnis der Entwicklung Schleiermachers gerichtetes Forschen die Frage aufwerfen: Was war das für eine Persönlichkeit, der Schleiermacher einen so bedeutenden Anteil an seinem Werden und Gewordensein nachrühmte? Es liegt aber im Wesen einer in sich künstlerisch abgerundeten biographischen Darstellung, diese Frage nicht eingehend zu untersuchen; und auch aus den zwischen dem Onkel und dem Neffen gewechselten Briefen, die Dilthey in die Sammlung: „Aus Schleiermachers Leben in Briefen" aufgenommen hat, wird selbst ein aufmerksamer Leser weder ein vollständiges Lebensbild Stubenrauchs, noch einen genügenden Einblick in die Wechselbeziehungen erlangen, die sich zwischen ihm und dem unter Kämpfen emporstrebenden Jüngling und eine neue religiöse Position gewinnenden Manne gebildet haben, der die Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern gerichtet und fast unmittelbar darauf die Erstlinge seiner Predigt, denen er selbst mit Recht einen besonderen schriftstellerischen Wert beilegte, dem Onkel Stubenrauch gewidmet hat.

Dessen Bild zu zeichnen unternimmt diese Studie. Aber sie will nicht bloß über seinen Lebensgang berichten, nicht nur seinen theologischen Standpunkt, soweit es möglich ist, festzustellen suchen — hieran muß uns gewiß auch sehr gelegen sein — sondern an allen Punkten, an denen sein Lebensgang

sich mit dem des Neffen verflicht, in diesen mithineinschauen, um gerade ihn noch gründlicher zu verstehen. Auf eine Doppelspiegelung also ist es abgesehen. Erst in diesem Miteinander der beiden darf der Darsteller hoffen, einem tieferen theologischen Interesse zu dienen. Denn dies wird mit Recht immer darauf gespannt sein, zu erkennen, wie das mit inneren und äußeren Schwierigkeiten ringende Genie des Werdenden von einem durchaus nicht genialen Manne, einem Theologen, der sich bewußt war, zu den kleinen Leuten in der Gelehrtenzunft zu gehören, so hat können gefördert werden, um zu bekennen: „Seht, was ich geworden bin, habe ich ihm zu danken!" Das Ergebnis wird erfreulich sein: eine Bestätigung des hohen Wertes persönlicher, ethischer Mächte, eines Dienens in bewußter Bescheidenheit, selbstloser Hülfsbereitschaft, besonnener Zurückhaltung und Beurteilung einem werdenden Größeren gegenüber. Der biblische Ausspruch, daß ohne alles Widersprechen der Geringere von dem Besseren gesegnet wird (Hebr. 7, 7), läßt doch — zum Glück — mannigfach die Ausnahme zu, daß auch die Größten aus den Händen Geringerer Segen empfangen.

2. Die Vorfahren.

Wie das Geschlecht der „Schleyermacher" — denn so schrieben die älteren ihren Namen — läßt sich das der Stubenrauch bis ins Reformationsjahrhundert zurückverfolgen; gleich jenem liegt es in Mitteldeutschland. Der Zug zum Pfarramt und zur Verwaltung hat sich früh in ihm geregt. Georg Stubenrauch, eines Bürgermeisters Sohn, hat im Fränkischen, in Geroda, als Pfarrer gewirkt. Von seinen Nachkommen erscheinen ein Sohn, Johann, und ein Enkel, Rudolf, im Herzogtum Anhalt; jener zu Amt Lindau bei Zerbst, wo er am 14. März 1608 gestorben ist,

dieser, 1594 in Dessau geboren, hat wahrscheinlich in Cöthen als Magister, dann als Hofprediger in Plötzkau im Amt gestanden und hier bis zu seinem Tode am 9. Februar 1655, gewirkt. In den urkundlichen Nachrichten erscheinen diese beiden auch unter dem Namen Capnio; aber der Ansicht, daß dies auf französischer Abstammung beruhe, kann ich mich nicht anschließen, solange diese Herkunft nicht anderweit erwiesen ist. Dagegen darf man an den Einfluß jener aus der undeutschen Unart humanistischer Kreise stammende Manier denken, die in jenem Zeitalter so viel gute deutsche Namen in pseudograzisierende umgemodelt und seltsamerweise unter den Theologen viel Eingang gefunden hat.

Ein Sohn des Plötzkauer Hofpredigers, Rudolf, der aus Anhalt in die Neumark verzogen ist und eine Domäne Quartschen verwaltet zu haben scheint, hat auf jene Namensumformung verzichtet. Das „Capnio" verschwindet fortan, und mit seinem Sohne Timotheus Christian, der ihm am 9. Oktober 1693 in Quartschen geboren ist, treten wir in den engeren Interessenkreis dieser Studie ein: er ist der Vater unseres Samuel Ernst Timotheus und der Großvater Friedrich Schleiermachers mütterlicherseits geworden.

Im Album der Universität Halle steht Timotheus Christian Stubenrauch als Quarcensis Neo March. am 5. Juni 1711 eingetragen. Hier also hat er während der Blütezeit des Pietismus Theologie studiert, dessen Denkweise damals den Geist konfessioneller Verträglichkeit förderte. Dann hat er nach Vollendung seines Universitätsstudiums die bei den reformierten Theologen Preußens übliche Studienreise nach England und Holland gemacht, ist 1715 in Berlin in das Königliche Alumnat aufgenommen und hat als solcher in einem nochmaligen Aufenthalt bis 1723 in Berlin gelebt. In diesem Jahre wurde ihm die Hofpredigerstelle in Stolpe verliehen. Am 1. Adventssonntag,

dem 28. November, fand seine Einführung durch den Hofprediger Ammann statt. Er verheiratete sich im folgenden Jahre mit der Witwe seines Vorgängers, Charlotte Luise, geb. Berent, der Tochter eines preußischen Hofgerichtsrats, die ihrem ersten Gemahl, Ludolf Meierotto, vier Kinder geschenkt hatte. Ebensoviel, drei Söhne und eine Tochter, entstammten der zweiten Ehe. Von diesen starb der am 28. Mai 1725 geborene Sohn Friedrich Wilhelm in zarter Kindheit; der zweite, Johann Rudolf Friedrich, geboren in Stolp am 12. April 1728, hat seines Vaters Beruf gewählt und ist in dem Städtchen Alt-Landsberg, wo der berühmte preußische Minister Graf Otto von Schwerin die erste reformierte Kirche der Neumark hatte in sein Schloß einbauen lassen, nach kurzem amtlichen Wirken im Jahre 1766 plötzlich verstorben.

Dies Pfarrhaus in Stolpe hat bekanntlich später auch einen Platz in Friedrich Schleiermachers Lebensgang erhalten. Die pommersche Kleinstadt mochte ihm zuweilen als Exil erscheinen; aber er war sich dessen doch bewußt, daß er als einer der Nachfolger seines Großvaters mütterlicherseits dort stand. Dieser ist von Stolpe nach Berlin geführt worden: er erhielt vom Könige Friedrich Wilhelm einen Ruf als Hofprediger am Dom; am Sonntag Okuli 1732 hielt er seine Abschiedspredigt in Stolpe und siedelte in die Hauptstadt über. Hier ist er früh in nähere Beziehungen zu Jablonski getreten, dem bekannten Hofprediger, der zu den verdientesten und angesehensten Theologen der preußischen Landeskirche zählte. Zunächst lag es wohl in der Amtsgenossenschaft beider Männer begründet, daß der greise Hofprediger die Taufe der beiden Kinder vollzog, die dem jüngeren Kollegen in den ersten Jahren seiner Berliner Wirksamkeit geboren wurden: „Sophia Louisa“ (geb. am 20. Mai 1734) und „Catharina Maria“ (geb. den 27. Juli 1736), die zweiunddreißig Jahre später Schleiermachers Mutter geworden

ist. Aber auf Beziehungen freundschaftlicher Kollegialität läßt es schließen, wenn der inzwischen zum höheren Alter von 78 Jahren aufgestiegene Jablonski auch als Zeuge bei der Taufe des Sohnes erscheint, der am 3. September 1738 geboren wurde und gewiß zu Ehren seines Paten dessen Vornamen Ernst an zweiter Stelle erhielt. Der Knabe stand noch in zartem Kindesalter, als — 1741 — der greise Kollege seines Vaters einundachtzig Jahre alt starb; und doch wird man annehmen dürfen, daß seine Jugend vom Geiste Jablonskis nicht unberührt geblieben, daß er durch Vermittlung seines Vaters jener religiösen und theologischen Denkart entgegengeführt worden ist, als deren Hauptanwalt sein Pate in weiten, namentlich in reformierten Kreisen der preußischen Landeskirche zu so hohem Ansehen gelangt war: zur Betonung der Pflicht der Toleranz, verbunden mit der Bejahung und Verteidigung des biblischen Evangeliums. Auch die Stadien seines eigenen Werdegangs können die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme bestätigen. Und für die spätere Wirksamkeit unseres Samuel Ernst Timotheus darf man als ein Erbe der Jablonskischen Epoche noch daran denken, daß der hochangesehene und einflußreiche Mann der Simultanisierung evangelischer Kirchen sein Interesse zugewandt hat. In ihr war eine Institution geschaffen, die sowohl dem gnädigen Wohlwollen der reformierten Herrscher gegen ihre Konfessionsgenossen wie ihrem Sparsamkeitsbedürfnis entsprach. Sie hat auch für Ernst Samuels Lebensgang Bedeutung gewonnen.

---

3. Lehr- und Wanderjahre.

Über die Jugenderlebnisse und den Werdegang seiner Bildung wären wir nur ganz dürftig unterrichtet, hätte er nicht in seinen letzten Jahren noch im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts

als Pfarrer an der Konkordienkirche in Landsberg an der Warthe Aufzeichnungen über sein Leben gemacht. Im folgenden geben wir den Wortlaut, wie er in der dritten Person von sich selber redet:

„Schon in früher Jugend besuchte er das Joachimsthaler Gymnasium, verlor im zwölften Jahre seinen Vater, der im August 1750 auf der Kanzel vom Schlage gerührt wurde und den zweiten Tag nachher verstarb — und 1754 seine Mutter, worauf der Sohn im folgenden Jahre auf die Universität nach Frankfurt an der Oder und zuletzt nach Halle ging. — Dort hatte er Alex. Gottlieb Baumgarten in der Philosophie, in der biblischen Geschichte P. E. Jablonski und Eberhard Heinrich Daniel Stosch in der Theologie, sowie auch den jetzt noch lebenden würdigen La Croze zu seinen Lehrern. In Halle legte er sich unter Simonis Anführung auf die morgenländische Literatur und besuchte Meiers und Sigmund Baumgartens Vorlesung. Nachdem er 1758 die Universität verlassen und in Berlin von dem bereits verstorbenen Kirchenrat dem Ober- und Hofprediger Milensen war examiniert worden, ward er 1762 unter die cand. alumnos aufgenommen und tat 1765 mit dem schon frühzeitig als zweiter Prediger zu Stargard verstorbenen Mesefeld die gewöhnliche gelehrte Reise, da er sich etwas über ein Jahr auf verschiedenen deutschen Universitäten, vorzüglich in Göttingen, und nachher in Leyden und Groningen aufhielt, an Fortsetzung seiner Reise aber gehindert ward, weil sein Reisegefährte den Ruf nach Stargard erhielt, er selbst aber nach dem Absterben seines Bruders Johann Rudolf Friedrich, der Hofprediger in Alt-Landsberg gewesen, während des Witwenjahres deß Stelle vorstehen mußte."

Er fährt dann in der ersten Person redend fort: „Zu Ende 1766 ward ich nach Halle berufen als Rektor des dortig reformirten Gymnasiums an die Stelle des jetzigen Hofpredigers in

Königsberg, der damals nach Frankfurt a. d. Oder ging, und als bald darauf der Simonis starb, erhielt ich des Stelle als Professor, in welchem Amte ich teils die Geschichten des Alten sowohl als Neuen Testaments, teils exegetische Kollegien abhielt, die mosaischen Bücher des Alten Testaments gelesen und sogenanntes Grammaticale hebraicum. Auch habe ich während der 20 Jahre, da ich diese Stelle gehabt, zum öfteren in dortiger Domkirche gepredigt, sowohl während der Vakanzen nach dem Tode des Dompredigers Hirsekorn und Hofpredigers Wahrendorf, als auch nachher, so oft es verlangt ward."

Dies hat Stubenrauch über seinen Lebenslauf bis zum Ende seiner Hallischen Wirksamkeit in nüchterner Objektivität berichtet, über seine religiös-theologische Entwicklung aber nichts gesagt. Doch empfängt man den Gesamteindruck, daß er trotz seiner frühen Verwaisung von der Gunst der Aufnahme unter die Berliner Domkandidaten unterstützt, eine gründliche wissenschaftliche Bildung hat anstreben können. Das Joachimsthalsche Gymnasium, eine Hohenzollernstiftung, hat zu allen Zeiten den Rang einer Musterschule behauptet. Stubenrauchs Dissertationen, in flüssigem Latein geschrieben, bekunden seine gute philologische Schulung. Und nur ein wohlbefähigter Schüler konnte mit 17 Jahren zur Universität gehen, mit 20 das Studium auf ihr beschließen. Seine theologische Richtung stand dort wahrscheinlich zunächst unter dem Einfluß irenischer Geistesart, da sein Lehrer auf der Universität Frankfurt, Paul Ernst Jablonski, der aus dem Pfarramt ins akademische Lehramt übergetreten war und an der Universität Frankfurt Philologie und Theologie vertrat, die Bestrebungen seines Vaters wenigstens in gelehrter Beziehung nicht unrühmlich fortsetzte. In Halle war der Einfluß des Pietismus schon stark zurückgegangen, und Siegmund Jakob Baumgarten, den man mit Recht als „Überleiter vom Pietismus zum Rationalismus" bezeichnet hat, wird ihn viel-

leicht durch seine von Wolff beeinflußte Weise genauerer wissenschaftlicher Begriffsbestimmung gefördert haben. Hat er auf seinen religiös theologischen Standpunkt eingewirkt, dann gewiß weder sonderlich pietistisch, noch ausgesprochen rationalistisch, sondern im Sinn jener eigentümlichen Vermittlungstheologie, die er mit einer sehr achtungswürdigen Gelehrsamkeit vertrat. Da er aber schon 1757 gestorben ist, wird man seinen Einfluß nicht zu hoch anschlagen dürfen und überdies den damals noch modernen Geist der Aufklärung mit in Betracht ziehen, der die biblischen Gedanken zu verwässern, umzudeuten und der Vorherrschaft des Interesses an der Moral dienstbar zu machen suchte. — Dann hat „die gelehrte Reise", die Stubenrauch als 27 Jahre alter Kandidat antrat, wie kurze Zeit sie dauerte, ihm doch Gelegenheit geboten, den berühmten Orientalisten Johann David Michaelis zu hören, der seit 1745 in Göttingen wirkte, und dadurch seine schon in Halle unter Simonis Leitung begonnenen Studien der morgenländischen Literatur zu bereichern, während der Aufenthalt in der Fremde ihn mit der damals reich ausgebauten Gelehrsamkeit der holländischen Theologie bekannt gemacht haben wird. Einer Spur hiervon werden wir in den Anfängen seiner eigenen theologischen Versuche zugleich mit denen seines Lehramts in Halle begegnen. Werde hier endlich nur noch des Anteils gedacht, den er auf einen schmerzlichen Anlaß an kirchlicher Amtsarbeit empfing: als sein Bruder Johann Friedrich Rudolf Stubenrauch am 4. März 1766 an einem Bußtage, während er vor dem Gottesdienst sich den Amtsrock anzog, eines plötzlichen Todes starb, wie der Vater auf der Berliner Domkanzel. Während der Gnadenzeit, die der Witwe zustand, versah Ernst Timotheus die Stelle, hatte also Gelegenheit zu regelmäßiger Predigt. Das wird ihm für seinen späteren Einfluß auf Schleiermacher zugute gekommen sein.

4. Religiös-theologische Stellung und Schulamt.

Nur zu Vermutungen hat der Überblick, den Stubenrauch über seinen Bildungsgang in seinen eigenen Aufzeichnungen gegeben hat, führen können. Ein genauerer Einblick läßt sich erst aus seinen ersten schriftstellerischen Versuchen gewinnen. Sie gehören seiner Hallischen Amtstätigkeit an und nötigen uns, auf deren Entstehung und Besonderheit einen Blick zu werfen.

Die reformierte Gemeine in Halle ist gleich vielen anderen den ursprünglichen Gedanken der Genfer Kirchenordnung Calvins getreu geblieben, als sie zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts sich zur Gründung eines konfessionellen Schulwesens entschloß. Die Wahrung reformierter Eigenart, die Abzielung auf Zusammenhalt mit reformierter Theologie und die Erziehung der jungen reformierten Theologen für den kirchlichen Dienst ließ sich nur fördern, wenn diese Schulanstalten sich aus dem kirchlichen Organismus heraus bildeten und in engem Anschluß an ihn erhielten, während schon seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die lutherischen Schulen ihren religiösen Charakter durch die Übung des lutherischen Katechismus und ihre Verfassung durch die Verwaltung der christlichen Obrigkeit erhielten, der Luther die Pflege des Evangeliums im Volk und die christliche Unterweisung der Jugend auf das Gewissen gelegt hatte. Aber der unterschiedliche Charakter der reformierterseits eifrig betriebenen Schulgründungen bestand doch nicht in harter konfessioneller Ausprägung. Gerade in Halle war es ein Schüler Jablonskis, Friedrich Wilhelm von Scharden, der Sohn eines Berliner Bürgermeisters, der als Hofprediger an der Domkirche seine besonderen organisatorischen Gaben in irenischem Geiste dem Plan einer Schulgründung widmete und hierfür den Beifall des reformierten Presbyteriums, die Gunst

des hohen Konfessionsgenossen auf dem Königsthron der Hohenzollern und den Beistand seiner höchsten Beamten gewann. Durch eifrig betriebenes Kollektieren in reformierten Gemeinden und königliche Schenkung brachte man die Mittel zusammen, erhielt ebenfalls durch die Gunst des ersten Königs Friedrich einige am Dom gelegene Gebäude des alten Paulinerklosters und konnte durch Umbau, zu dem auch die Ruine Giebichenstein Baumaterial lieferte, das Schulgebäude errichten.

Mit der Vollendung des Baues im Jahre 1709 setzte dann die Ausführung des allmählich im Presbyterium gereiften Plans ein, das „hohe königliche Gymnasium" mit der kürzlich gegründeten Universität in Verbindung zu bringen, ihm dadurch eine verstärkte Anziehungskraft auf die Studierenden der Theologie zu verleihen und auch das Wachstum und die Blüte der Anstalt zu steigern. Man gewann auch hierfür die Gunst des Königs. So wurde denn 1710 der erste Ephorus des Gymnasiums zugleich als Professor der Theologie berufen und gleich darauf auf Betrieb des Präsidenten von Danckelmann noch ein jüngerer Professor für das Fach der Kirchengeschichte und kirchlichen Archäologie ihm zugesellt. Da war es besonders die Kirche der ersten Jahrhunderte, an die als die gewöhnliche Berufungsinstanz aller „Parteien in der Christenheit" gedacht wurde. Welche Bedeutung schon der ältere nachtridentinische Protestantismus jener Periode beimaß, bezeugt das gelehrte polemische Buch von Martin Chemnitz, Examen concilii Tridentini. Ihr Gewicht hatte sich unter dem Einfluß melanchthonischen Geistes nicht vermindert, durch den Hinzutritt pietistischer Abwehr wie aufgeklärter Abneigung gegen die protestantische Scholastik eher gesteigert. Ein gewisses Interesse an diesem „primitiven Zeitalter der Kirche" bestand, obschon durch Indifferentismus stark abgeschwächt, immer noch, als das zweite Drittel des aufgeklärten Jahrhunderts ablief. So durfte die

kirchliche Körperschaft im Jahre 1766 für die zweite Stelle am Gymnasium Regium, die des Rektors, Timotheus Stubenrauch mit dem Zutrauen berufen, einen im Geiste der Zeitstimmung verständnisvollen Historiker des christlichen Altertums, zugleich einen besonnenen Erklärer der biblischen Schriften, besonders des Alten Testaments, und einen tüchtigen Lehrer des Hebräischen zu gewinnen. Der Anfang des Amtes gab dem Berufenen bald genug Anlaß, durch eine Probe seiner theologischen Bildung ein Zeugnis seines religiös kirchlichen Standpunkts abzulegen.

Mit einer lateinischen Rede über die rechte Vorbereitung der den Studien gewidmeten Schuljugend für die Universität hatte er sein Amt als Rektor angetreten. Aber schon das Einladungsprogramm zu einem öffentlichen Redeaktus, der im Gymnasium am 25. Mai 1767 nachmittags 2 Uhr stattfinden sollte, enthält dann die erste theologische Veröffentlichung Stubenrauchs, eine lateinisch geschriebene Dissertation über das Thema: De omnimoda fidei unitate, in his terris vix ac ne vix quidem speranda. Sie versteht unter völliger Glaubenseinheit die Übereinstimmung in dogmatischen Formulierungen, doch nicht ohne vorbereitenden Hinweis auf religiöse Potenzen, die über die mancherlei Dogmen erhaben und dadurch ihrem Widerstreit enthoben seien. Eine positive Würdigung erfährt dabei die Heilige Schrift, natürlich nicht im Sinne des älteren Orthodoxismus, doch ebensowenig im Sinne irgend eines Kritizismus.

Das Interesse, Stubenrauchs Standpunkt möglichst genau in seinem individuellen Charakter, zugleich auch ihre Zeitfarbe darzustellen wird für diese Spezialstudie eine ausführlichere Wiedergabe — meist in Übersetzung — rechtfertigen.

„Niemandem," so beginnt der Verfasser, „der von der Geschichte der christlichen Kirche auch nur etwas zu kosten angefangen hat, kann es unbekannt sein, wieviel Uneinigkeiten,

wieviel innere Unruhen, wieviel Kriege aus Streitigkeiten, ja aus geringster Meinungsverschiedenheit entstanden sind. Schon von den ersten Zeiten der Christenheit an, als die Apostel noch lebten, entstanden verschiedene Streitigkeiten, deren Ursachen gewöhnlich vorgefaßte, aus dem Judentum stammende Meinungen, wohl auch Grundsätze heidnischer Philosophen waren, in denen die außerhalb Palästinas lebenden Juden besonders in Alexandrien unterwiesen waren, die in der Folgezeit die christliche Philosophie zu höchstem Schaden für die christliche Sache allmählich mit der Lehre Christi zu vermischen sich bemühten. Je mehr aber die Grundsätze des Christentums verbreitet wurden, desto mehr wurde ihre ursprüngliche Reinheit verdorben. Die meisten begehrten nicht die Lehrsätze Christi und seiner Jünger aus den Quellen selbst zu erlernen, als vielmehr die Heilige Schrift mit dem zu verbinden, wovon sie schon vorher sich hatten überzeugen lassen, und Lehren in sie einzutragen, in die sie sich hineingewöhnt hatten, wodurch dann steigend die Lehrgegensätze und Uneinigkeiten sich vermehrten, welche indes in den früheren Jahrhunderten, als die Kirche noch von äußeren Feinden bedrängt wurde, der Sache des Christentums nur den kleinsten Schaden brachten. Sobald aber die römischen Kaiser dem christlichen Glauben sich anschlossen, sobald die Pflege der reineren Religion im römischen Reich zu herrschen begann, entstanden auch viel verhängnisvollere Lehrverschiedenheiten."

Das ist der Standpunkt, von dem aus Stubenrauch das Problem aufnimmt, der Richtung verwandt, die in Halle durch Semler und Gruner mit großer Gelehrsamkeit vertreten wurde. Er rückt die Dogmenbildung, noch ehe er ihr inneres Recht zu verstehen versucht hat, in den Schatten des Verdachts, daß sie die Mutter aller Zwietracht, die Stiefmutter der Eintracht, die Begünstigerin der Fälschung des ursprünglichen Christentums

durch fremde Bildungselemente sei. Die Formulierung des Dogma wollte die religiöse Zwietracht heilen, „aber das Mittel, durch das sie die Wunden zu heilen unternahm, war noch um einiges unglücklicher. Die Dogmen überspannten die Übereinstimmung in Dingen des Glaubens, während es doch auf Grund der christlichen Freiheit einem jeden zusteht, über die Glaubenssätze zu urteilen; und sie erzwangen die Zustimmung nicht durch Beweismittel, sondern durch die Macht der Auktorität. Nicht zufrieden mit einem Konsensus in den Artikeln, die mit Recht als Grundlage des Christentums gelten, weigerten sie sich auch in den Kapiteln von geringerer Wichtigkeit, einen Dissens zu ertragen. Daher denn die Dekrete der Konzilien, durch welche die Zwiespältigkeiten eher vermehrt und entzündet, die Spaltungen mehr begünstigt als gemildert wurden. Die milder Gesinnten suchten zwar diese Übel durch Einigungsformeln (Henoticis et formulis consensus) zu heilen; aber sie haben wohl zu noch größeren Streitigkeiten Anlaß gegeben, da sie weder denen, die den orthodoxen Glauben vertraten, noch den Häretikern genugtaten."

Nachdem der Verfasser die Erfolglosigkeit dieser Vergangenheitsbemühungen hervorgehoben hat, gibt er seine Ansicht für seine Zeit dahin kund, daß Glaubenseinheit unmöglich sei. Und dies begründet er auf eine Weise, die seinen eigenen theologischen Standpunkt deutlich hervortreten läßt.

Es gibt eine Glaubenseinheit (unitas fidei), die zwischen Christen statthaben muß, das sind die Lehren, welche mit Recht als Grundlagen aller wahren Religion gelten, die unserem Geiste von Natur gleichsam eingeprägt sind; daß nämlich zwischen der Tugend und den Lastern der größte Unterschied besteht, daß jene unsere Glückseligkeit befördert, welche durch die Laster nicht nur unterbrochen, sondern völlig zerstört wird. Dann gibt es andere Aussprüche, die wir mit Hülfe der Ver-

nunft völlig erkennen (perspicere) können, daß es nämlich nur ein einziges höchstes göttliches, allweises, allmächtiges, allgütiges Wesen (Numen) gibt, daß seiner Fürsorge alles unterworfen ist, daß die Seelen der Menschen nach dem Tode nicht untergehen werden, sondern daß nach diesem Leben die, welche sich der Tugend beflissen, ihren Pflichten sich nicht entzogen haben, zu belohnen, die sich den Lastern ergeben haben, zu bestrafen sind. Es gibt gewisse andere Dogmen als Kennzeichen (characteres) die zur Unterscheidung der Christen mit Recht gelten, in denen alle, die in Wahrheit Christi Jünger heißen wollen, übereinstimmen müssen. Aber die Zahl dieser Artikel darf schlechterdings nicht groß sein, sofern die christliche Unterweisung dem allgemeinen Verständnis angepaßt ist. Daher mögen denn die Dogmen, denen die nach der ewigen Glückseligkeit Begehrenden (felicitatis aeternae cupidi) zustimmen sollen, gering an Zahl sein, schlicht (plana), einleuchtend durch ihr eigenes Licht, durch kein Begriffsgemengsel (terminorum farragine), durch keine vom Menschheitsgeiste erfundenen Bestimmungen verdunkelt. Wahr ist es zwar, daß die Zahl dieser Fundamentalartikel je nach den Ansprüchen der Zeiten und Menschen sich ändert (pro temporum et hominum ratione variare), daß es einmal weniger, einmal mehr von ihnen gibt; daß die einen für Anfänger sind, andere mehr für Ununterrichtete, andere für die, deren Verstand durch Kenntnisse weiter unterwiesen ist; daß einige dem gemeinen Volke genügen, andere von den Lehrern des Evangeliums verlangt werden. Aber wer will es mit glücklichem Erfolge wagen, alle diese verschiedenen Abstufungen zu bestimmen? Nach meiner Meinung wenigstens muß man dies vielmehr dem eigenen Urteil eines jeden überlassen. Außerdem gibt es nicht wenige Dinge, die man vielleicht als theologische Fragen wird bezeichnen dürfen, und deren Zahl wächst fast täglich, welche aber nach der Verschiedenheit

der Zeiten und dem Zuwachs der übrigen Erkenntnisse einmal so, einmal anders erklärt, bestimmt, begrenzt werden, und diese gerade sind die Ursach so vieler Zwistigkeiten, Streitigkeiten, Gehässigkeiten, Kriege gewesen, in denen die in ihrer Meinung voneinander Abweichenden wahrlich die Eigenart und ursprüngliche Kraft des Christentums nicht nur nicht gezeigt, sondern vielmehr aufs einleuchtendste an den Tag gelegt haben, daß sie nicht dem Licht der Vernunft, auch nicht den Vorschriften Christi, sondern den stürmischen Leidenschaften ihres Geistes und ihren vorgefaßten Meinungen folgten. In diesen Fragen aber können nicht alle übereinstimmen.

Wenn wir nämlich betrachten, nach wie verschiedenen Richtungen die Gebildeten in den übrigen Künsten und Wissenschaften auseinandergehn, welcher Dissens in der Philosophie zu allen Zeiten bestanden hat und noch besteht, wird es jedem einleuchten, daß es nicht in menschlicher Willkür beruhe, welche Dogmen einer glauben wolle und welche nicht. Zweierlei Arten von Wahrheiten glaube ich wahrzunehmen, für die wir die Zustimmung aller Menschen mit Recht fordern dürfen: die eine ist die jener, die aus festen, einleuchtenden und unzweifelhaften Grundsätzen der Vernunft mit notwendiger Folgerichtigkeit abgeleitet werden; die andere Art bilden Sätze (propositiones) geschichtlichen Bereiches, die sich auf glaubwürdige Zeugnisse stützen. Die Behauptung beider kann niemand leugnen, der Verstand und Vernunft zu brauchen gelernt hat.

Da also die Dogmen und Vorschriften, welche die Grundlagen der christlichen Religion bestimmen, sich entweder auf einleuchtende Grundsätze der Vernunft oder auf ein höchst glaubwürdiges Zeugnis stützen, müssen über sie notwendig alle einig sein, die nur immer den göttlichen Ursprung der Heiligen Schrift anerkennen. Außer diesen Dogmen, über die kein Vernünftiger Zweifel hegen kann, gibt es in allen Disziplinen

vieles andere, was dem einen höchst gewiß, ja ohne Ausnahme wichtiger zu sein scheint, einem andern sehr wahrscheinlich, doch so, daß er sich lieber sein Urteil noch vorbehält, während wieder einen andern die entgegengesetzte Ansicht anspricht (arrideat). Und doch können wir nicht immer einen Mangel an Aufmerksamkeit oder Einsicht bei den Uneinigen tadeln, noch ihnen Unwissenheit oder Verwegenheit zum Vorwurf machen. Den Grund dieser Uneinigkeit glaube ich vielmehr in der ersten Unterweisung der Menschen, auch in ihrer angeborenen Anlage und verschiedenen Geistesbeschaffenheit zu entdecken, die je nach der körperlichen Konstitution einmal so und wieder anders ist und deren Macht sich fast unser ganzes Leben lang bei Untersuchung und Erkenntnisentscheidung geltend macht.

Wie aber in den übrigen Disziplinen finden sich auch in den Systemen der Theologen viele Behauptungen, deren Zusammenhang mit der einleuchtenden Wahrheit nicht leicht durchschaut werden kann. Denn wenn wir die Geschichte der Dogmen von den ersten Zeiten an durchgehen, werden wir sehen, daß im apostolischen Zeitalter nicht gerade viele Dogmen die christliche Lehre festgestellt haben; in jenen Zeiten scheinen mehr Menschen den Zweck, um deswillen Jesus in diese Welt gekommen ist, vor Augen gehabt zu haben; sie kümmerten sich mehr um die Besserung des Lebens und die Reinheit der Sitten; sie stellten den geoffenbarten Willen Gottes als Norm ihres Lebens und ihrer Handlungen fest, waren mit wenigen Dogmen zufrieden und ließen es sich angelegen sein, den Willen und ihre Bestrebungen ihnen gemäß zu gestalten. Als aber im Fortschritt der Zeit die Philosophen mühsam darauf hinarbeiteten, mit ihren Gedanken die Heilige Schrift einstimmig zu machen, und als sie sich schämten, ihre Unwissenheit einzugestehn, unternahmen sie es, das, was nebenbei oder ein wenig dunkler in der Heiligen Schrift gesagt war, mehr zu bestimmen

und auszuführen. Später, als die christliche Religion im römischen Reiche die Herrschaft erhielt, als die Auktorität der Bischöfe wuchs, überhoben sie sich bald so, daß sie auch nicht die geringsten Abweichungen tragen konnten. Jeder beliebige hatte sich schon verschiedene Hülfssätze ausgesonnen, um was unser Fassungsvermögen zu übersteigen scheint mit den ihnen geläufigen Begriffen in Einklang zu bringen. Es wäre gewiß besser gewesen und hätte sich für einen Menschen, der sich der Schranken seines Erkenntnisvermögens recht bewußt war, überhaupt geziemt, seine Unwissenheit einzugestehn, aber von beiden Seiten nahm man sich vor, in die unerforschlichen Seiten Gottes, die er uns hat verborgen halten wollen, ohne Zweifel, weil der menschliche Geist jene durchaus nicht durchschauen kann, oder weil es unsere Glückseligkeit nicht näher berührt sie zu wissen, einzudringen, behaupteten Hypothesen, wie wenn es die festesten Wahrheiten wären, schlossen die Andersdenkenden von ihrer Gemeinschaft aus, erklärten sie sogar richterlich unwürdig des ewigen Heils.

Da aber jene Aussprüche über das Maß und das Verhältnis der Dinge weder aus einleuchtenden Prinzipien hergeleitet werden können, sofern ja die Vernunft alles dies nicht begreift, sie auch geschichtlich nicht beweisbar sind, ist es sicherlich unmöglich, daß alle Menschen über diese Dinge gleicher Meinung seien. Ich darf wenigstens zwei Beispiele vorlegen, um das, was ich gesagt habe, mehr zu illustrieren. Unter allen, wenigstens unter den meisten Christen besteht Übereinstimmung darüber, daß die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit ein Mysterium sei; Mysterium aber definiert man als eine Wahrheit, welche das Fassungsvermögen unserer Vernunft übersteigt und deren Möglichkeit die Vernunft nicht begreifen kann. Muß es also nicht in jedermanns freiem Belieben stehn, auf welche Weise er die Art dieses Mysteriums begreifen will? Die Heilige Schrift

stimmt mit der Vernunft darin überein, daß das höchste göttliche Wesen (Summum numen) nur eins sein kann, aber eben jenes göttliche Wesen hat sich uns in der Schrift als dreieinig offenbart. Von dem ersten Satz bin ich aufs sicherste aus einleuchtenden Vernunftgründen überzeugt; den andern glaube ich wegen des Zeugnisses Gottes selbst. Daß diese Sätze miteinander nicht streiten können, weiß ich aufs sicherste, weil Gott nicht im Gegensatz zu sich stehen kann. Dagegen die Weise, auf die Gott zugleich einig und dreieinig sein kann, gestehe ich mit den Allerunwissendsten nicht zu wissen. Gleicherweise halte ich daran fest, daß Christus der Gottmensch gewesen ist; auf welche Weise aber seine göttliche Natur mit der menschlichen vereint gewesen sei, das nicht zu wissen stelle ich nicht in Abrede, weil die Schrift über diesen Punkt nichts mit genügender Klarheit bestimmt. Wenn es Leute gibt, die da meinen, daß sie dies erklären oder auf irgend eine Weise wenigstens verdeutlichen (illustrare) können, so beneide ich jene nicht um die Schärfe ihres Geistes. Aber wie es geschehen soll, daß ich an demselben festhalte, daß ich jenen Spielen des Geistes meinen Beifall spende, das sehe ich durchaus nicht. In dieser Sache kann ein jeder für sich und nicht für andere einsichtig sein. Jene aber, die sich als Verteidiger des orthodoxen Glaubens bekannten, stellten sich als Richter aller Lehrstreitigkeiten auf, wollten alle Fehden beilegen, keine Abweichung tragen und stellten gemäß ihrer Auktorität fest, was die übrigen glauben sollten und was nicht. Ihre Weise die Sache aufzufassen erhoben sie zur Norm, der alle sich gleichförmig machen müßten. In ihrer Anmaßung erhaben redeten sie sich ein, daß niemand anders einsichtig sein oder das Richtige (Wahre?) zu sehen vermöge, verdammten jeden, der anderer Meinung war, als sie selbst, da es ihnen schien, als legte er sich zuviel Weisheit und eine zu vorzügliche Fähigkeit zu urteilen bei.

Später haben manche die Wahrheiten der reineren Religion in ein gewisses einheitliches System zu bringen versucht, und deren Anstrengungen wären nicht zu tadeln, wenn sie sich nur auf die richtigen Gebiete des ihnen Zustehenden beschränkt hätten. Um aber frei heraus deutlich zum Ausdruck zu bringen, was ich meine, scheinen mir die systematischen Religionswahrheiten mit der Kanzel sich nicht zu vertragen. Denn System heißt eine Verknüpfung von Wahrheiten, von denen die früheren immer den Grund der folgenden enthalten. Nun aber sehe ich wenigstens nicht ein, auf welche Weise Dogmen, von denen wir nur eine geschichtliche Kenntnis haben können, und die uns nur teilweise bekannt sind, in den übrigen begründet sein sollen. Wieviele Stellen gibt es aber in den Systemen und in den symbolischen Büchern, die weder mit den Prinzipien rechter Vernunft enger zusammenhängen, noch als geschichtliche Behauptungen anzunehmen sind! Wahr ist es zwar, daß die Verfertiger (fabricatores) solcher Formeln und Systeme, wieviele ihrer sind und gewesen sind, ihre Lehre immer mit Worten der Schrift bekräftigen. Wer wüßte aber nicht, daß eben jene Stellen von anderen auf eine völlig andere Weise nicht ohne annehmbare Gründe erklärt werden? Weiter stehen selbst gewisse Grundsätze der Auslegungskunst nicht so auf festen Füßen, daß sie von allen zugegeben werden oder von jedem Unbefangenen nicht einmal zugelassen werden können. Endlich kann keinem Verehrer der Wahrheit jenes Beweisverfahren gefallen, wonach ein gewisses in den Schulen der Theologen aufgenommenes Dogma als abgeleitet aus dem Quell der Heiligen Schrift gelten soll, während sie nur eine einzige Stelle, die sie aus der Reihe der vorangegangenen und der folgenden herausreißen, zur Stütze ihrer Meinung beibringen und viele andere, die gegen ihre Behauptungen streiten, übergehen.

So können denn in allen diesen Sätzen (propositionibus), durch welche die Theologen entweder die Art und Weise einer geschichtlichen Behauptung (asserti historici) zu begründen versuchen, oder die sie in die Wahrheiten der Heiligen Schrift gemischt haben, die Menschen zu einer einträchtigen Zustimmung nicht gebracht werden, da diese Sätze diesem und jenem zwar gewiß (subjektiv gewiß) sein können, in Wahrheit aber nur Hypothesen sind. Der Glaube der Christen aber muß allein auf das Zeugnis Gottes, nicht aber auf Menschenauktorität gegründet sein. Wenn daher eine vollkommene Übereinstimmung in theologischen Dogmen nicht erlangt (obtineri) werden kann, scheint es überhaupt und durchaus (omnino) der Religion zu größerem Vorteil zu gereichen, ihre Denkarten (sensa sua) frei zu äußern, nur daß dies nicht um Streites willen oder aus Überhebung geschehe. Gewiß wird die wechselseitige Eintracht unter Christen am besten gestärkt und gegründet werden können, obgleich sie nicht in allen Stücken gleicher Ansicht sind, wenn nur die Bestrebungen und die Willen geeint werden, wenn nur alle nicht glauben, daß sie allein verständig seien (sapere putent) und nicht begehren, daß ihre Gedanken von allen gebilligt werden." —

Die Ausführungen dieser Dissertation sind mehr als ein Schulprogramm. Sie sind Ausdruck persönlicher religiöser Überzeugung und kirchlicher Grundsätze, beeinflußt vom Geist der Zeit; sie sind eine Rede zugunsten religiöser Toleranz mit scharfer Antithese gegen die Überschätzung kirchlicher Dogmen, die als verfehlte und anmaßliche Versuche hingestellt werden, eine kirchliche Einheit zu erzwingen. Der Gedanke hieran beherrscht das Ganze so sehr, daß von einer Würdigung der Bedeutung des Dogma für das Zustandekommen und den Zusammenhalt kirchlicher Einheit und Einigkeit nicht die Rede ist. Insofern ist die Abhandlung ganz im Geiste der zur

Herrschaft gelangten Denkweise des Jahrhunderts und liegt in der Linie einer religiösen Stimmung, die man heute wohl als undogmatisches Christentum bezeichnet hat. Doch schreitet sie keineswegs so weit vor, gänzliche Beseitigung des Dogma zu fordern; sie macht vielmehr bei der Grenzlinie Halt, die dem Verfasser, allerdings ziemlich unbestimmt, für das hier innezuhaltende Maß vorschwebt; denn er denkt bei seinem Bestreben, jenen friedengefährdenden, zu religiöser Vergewaltigung führenden Prozeß der Dogmenbildung möglichst einzuschränken überwiegend in der Kategorie der Quantität; und er kann dies auf Grund seiner Überzeugung, daß die Qualität sittlich-religiöser Gesinnung von dogmatischer Formulierung wesentlich unabhängig, auf anderen Grundlagen erwachsen und zu anderer Auswirkung, nämlich zur Ausbildung in persönlicher Gesinnung und Tat nach göttlichem Willen bestimmt sei. Indem er sich bemüht, recht deutlich hierüber zu reden, tritt seine Abhängigkeit von der aufklärerischen Idee einer natürlichen Religion, zugleich aber auch die nicht völlig vollzogene Loslösung von Elementen geschichtlicher und zugleich übergeschichtlicher Offenbarungsreligion, namentlich vom Wert und Ansehn der Heiligen Schrift zutage. Beides zusammen in einem recht temperierten Verhältnis stellt sich ihm als eine sowohl vernunftgemäße, wie dem Geiste Christi gemäße Religiosität dar. Jenes Erste und Wesentliche mit der vernünftigen Natur des Menschen Gesetzte ist ihm die sittlich-religiöse Anlage. Zuoberst das unaustilgbare Bewußtsein vom Gegensatz des Rechten und des Unrechts, des Guten und Bösen; unsere sittliche Grundbestimmtheit. Hierzu kommen, und zwar darf man als Ansicht Stubenrauchs annehmen, desselben göttlichen schöpferischen Ursprungs und von menschlicher Vernunft unabtrennbar, die Idee eines höchsten Wesens voll Macht und Güte, die sich auf alles erstreckt, der Glaube an

die Unsterblichkeit der Seele, an eine göttliche Vorsehung und an eine göttliche Vergeltung nach dem Tode.

In der Form eine jener Gelegenheitsschriften, welche die Schulsitte forderte, bietet diese Abhandlung also ein Bekenntnis zu den Grundsätzen religiös-kirchlicher Toleranz, für deren Entwicklung die Hallische Universität seit den Tagen ihrer Gründung so viel geleistet hat. Nicht in rechtsphilosophischen Sätzen wie bei Christian Thomasius, sondern in kirchengeschichtlichen Rückblicken wird der Gedanke, daß von der religiösen Gemeinschaft kein Glaubenszwang auf den einzelnen ausgeübt werden dürfe, vertreten. Die von Wiederholungen des schon von Leibniz ausgesprochenen Hauptgedankens nicht freie Weitläufigkeit der räsonnierenden Geschichtsbetrachtung hindert diese nicht, sich gelegentlich mit großer Schärfe für ihre Tendenz einzusetzen. Auch tritt uns in der Betonung und Verwahrung des Rechts der persönlichen Glaubensüberzeugung, einer durch Verwirrungen und dogmatische Formeln nicht einzuengenden religiösen Individualität, der Geist der Aufklärung nicht als bloße Wiederholung ihrer schon von Thomasius erhobenen Ansprüche auf Glaubensfreiheit entgegen; wir fühlen uns vielmehr auch vom Geiste eines Semler angehaucht, wenn auch dessen Unterscheidung einer öffentlichen und privaten Religiosität und die Betonung der Pflicht, die öffentliche Religiosität nicht anzutasten, sich in die Stubenrauchsche Befehdung des Dogmenzwangs als Auskunfts- und Schutzmittel nicht eingemischt hat. Aber das von Semler gegenüber der kirchlichen dogmatischen Formel stark betonte Recht der Individualität gibt auch dem Eifer des reformierten Schulrektors Feuer und Kraft zur Offensive gegen jenen Orthodoxismus, dessen Tage freilich damals, als er ihm Fehde ansagte, längst vorüber waren.

Durch die Polemik gegen das Überwuchern des Dogmatischen im Christentum hindurch läßt Stubenrauch aber auch

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

seine Gedanken vom Wesen des Christentums durchscheinen. Er findet es teils in jener „natürlichen Religion", die der Aufklärung seiner Zeit als unveräußerliches Fundament feststand; und wenn er hier das unverbrüchliche Recht des sittlichen Bewußtseins, die Unterscheidung von gut und böse an die erste Stelle setzt, wenn er weiter ein Gottesbewußtsein in jener Unbestimmtheit statuiert, der das Wort „Numen" gerade recht ist, wenn er ebenso naiv wie unbestimmt den Glauben an Unsterblichkeit der Seele unter die allgemein verbindlichen Glaubensartikel auf- und mit ihm die Gewißheit einer ewigen Vergeltung annimmt, so steht er mit dem allen im Gedankenkreise frommer Aufklärung. Und doch mit einem Fuße nur; denn den andern behält er auf positivem, aus Offenbarung erwachsenem Boden, da nämlich, wo er gewisse Fundamentalartikel als verpflichtend gelten läßt, wenn auch unter Warnung vor ihrer zu großen Vermehrung und unter Hervorhebung der geschichtlichen Bedingtheiten, denen sowohl ihre Entstehung wie ihre Aneignung unterworfen ist. Weist er für diese auf unsere natürliche Organisation bis ins leibliche Leben hin, mögen seine pädagogischen Gesichtspunkte und Erfahrungen — es war die Ära der philanthropischen Bestrebungen — ihn mitbestimmt haben.

In einem Punkte indes geht er über die Gedankenlinie der Aufklärungszeit hinaus: wo er das verpflichtende Ansehen der Heiligen Schrift vertritt. Natürlich auch hier nicht in irgend welcher Abhängigkeit von orthodoxer Inspirationstheorie, gewiß auch nicht im Sinne irgend gesetzlicher, aber doch im Geiste autoritativer Geltung. Er spricht auch von ihrem göttlichen Ursprung, ohne freilich diesen Gedanken weiter auszuführen. Daß er aber den einzigartigen Wert der Bibel für die christliche Frömmigkeit wie für die kirchliche Predigt schon damals erkannt und geschätzt hat, darf man annehmen

und wird es durch Worte der Ermahnung, die er anderthalb Jahrzehnte später seinem ins Schwanken geratenen Neffen mit auf den Weg gegeben hat, bestätigt finden. Auch gibt in seiner Eiferrede gegen die Überschätzung des Dogma der Tadel, daß man Jesu Worte zu bald hinter die eigenen Gedankengemächte zurückgestellt habe, Zeugnis von seiner hohen Schätzung der Bibel. Doch verrät in dieser Bezugnahme auf Jesu Rede kein Wort jenen tiefen Einblick in den einzigartigen Wert der Heiligen Schrift, durch die das theologische Urteil aus der Einschnürung in die altorthodoxe Inspirationstheorie befreit und dazu gelangt ist, in einem christozentrischen Offenbarungsbegriff beides miteinander sicher zu stellen, das Verständnis der Erscheinung Christi, als des Einzigen, in dem die Fülle Gottes leibhaftig wohnt, und das Verständnis der Schrift, die von ihm zeuget. Dieser Errungenschaft, die Luthers Schätzung verdankt, später unter der Einwirkung des Pietismus, durch die Schrifttheologie Johann Albrecht Bengels geistvoll vertreten und in die neueren theologischen Bewegungen hinübergerettet worden ist, hat jener supranaturalistische Standpunkt, auf dem Stubenrauch sich befand, sich nicht zu bemächtigen gewußt; und darum behält bei ihm, wie auch bei den späteren gelehrten Vertretern und Predigern der supranaturalistischen Schule, auch den Württembergern, die Betrachtung wie die praktische Benutzung der Heiligen Schrift die Unlebendigkeit einer äußerlichen Lehrhaftigkeit. Aber doch hält ein pietätvoller frommer Respekt vor dem Schriftwort und der ganzen Bibel die aufklärerische Neigung, an der Schrift die eigene überlegene Meisterschaft zu üben, im Zaum; und ihm hat es auch Stubenrauch zu danken, wenn er ein normierendes Ansehn der Bibel in religiösen Fragen nachdrücklich anerkennt, sie als gleichwertig neben die Vernunft stellt, ihr sogar göttlichen Ursprung zuschreibt und darauf den Anspruch der Glaubwürdigkeit ihres

Zeugnisses gründet. Jener kritischen Zeitstimmung, die schon damals die biblischen Fundamente der christlichen Theologie unterspülte, hat er für seine Person nicht nachgegeben; man wird annehmen dürfen, daß die Ermahnung, die einst Paulus an seinen Timotheus gerichtet hat (2. Tim. 3, 14 ff.), durch die fromme Erziehung im Elternhause in ihm in Kraft geblieben war; und weiter darf man auf Grund des von ihm selbst geschriebenen Lebenslaufs vermuten, daß auch sein Studiengang, der in Holland aus älterer biblisch-fundamentierter Theologie zu schöpfen gestattete, ihm Einflüsse des Coccejus zugeführt hat, und daß diese in ihm neben den späteren der deutschen Aufklärung weiter bestanden haben. Solch ein Schwebestandpunkt konnte damals gerade durch das Vordringen des moralischen Interesses am Schriftwort ermöglicht, ja, begünstigt werden. Und dazu gesellte sich dann leicht bei einem Historiker das Interesse an der Frage: Was ist geschichtlich zuverlässig und in diesem Sinne wahr? Eine emsige Apologetik hat sich in jener Epoche dieses Gesichtspunktes vielfältig bemächtigt.

So ist denn Stubenrauch, der kritisch gestimmte Bemängeler dogmatischer Formulierung, der scharfe Tadler und Bekämpfer ihrer Überschätzung, doch auf der Seite jener Supranaturalisten mit apologetisch-biblischer Tendenz, wie Gottfried Leß, dessen Apologetik hauptsächlich Verteidigung der Zuverlässigkeit der biblischen Berichte war. Es darf schon hier im voraus auf die Bedeutung hingewiesen werden, die Schleiermachers Vater später dem Buch des genannten Theologen zuerkannt hat, um den wankend gewordenen Glauben seines Sohnes wieder zu festigen; und dieser hat es — und zwar in einer älteren Auflage — während seines Aufenthalts in Drossen aus der Bibliothek seines Onkels entlehnt und gelesen.

Für die Einsicht in Stubenrauchs Stellung zur Offenbarung ist ferner eine Dissertation über Abrahams Geistesanlage und Glauben wertvoll, die er noch in demselben Jahre als Schulprogramm verfaßt hat. Das Wesentliche des Inhalts wird ungefähr folgende Auslese bieten.

Gott hat in seiner Güte und Weisheit gewollt, daß die Menschen zu keiner Zeit von aller Kenntnis der göttlichen Dinge verlassen sein sollten. Trotz aller Verschiedenheit der Menschen, deren er sich hierzu bedient hat, finden wir doch in allen diejenige Anlage (indoles), durch welche die Gewißheit und Auktorität (certitudo atque auctoritas) der Offenbarung mehr und mehr begründet werden kann. Unter den Ersten, denen nach der Noachischen Flut Gott seine Aussprüche (oracula) anvertraut hat, leuchtet am meisten Abraham hervor, der Vater und Begründer des jüdischen Volkes, mit dem Gott nach besonderer Herablassung (*κατάβασις*) ein feierliches Bündnis geschlossen hat (solemne pepigit foedus), und der auch im Neuen Testament Vater aller Gläubigen genannt wird. Von ihm mußte Moses in seinem Buch „die Genesis" ausführlicher handeln; denn er wollte nicht eine Geschichte der Menschheit schreiben; daß er die des jüdischen Volkes habe verfassen wollen kann man ebenfalls nicht unbedingt behaupten. Seine schriftstellerische Absicht ist nur darauf gerichtet gewesen, sein in Götzendienst und Aberglauben tief verstricktes Volk zur Erkenntnis Gottes, des Schöpfers Himmels und der Erde, zu führen. Er mußte daher eingehender über Abraham handeln, als den Gott von anderen Völkern ausgesondert hat, um durch ihn und seine Nachkommen den wahren Gottesdienst unter den Menschen zu erhalten.

Nach dieser Vorerinnerung geht die Schrift auf die Geistesanlage des Erzvaters ein. Sie entsprach der Unschuld und Schlichtheit der ersten Zeiten. Abraham war mitnichten

ein Kulturträger. Abzuweisen sind die Gelehrten, die ihn als egregium disputatorem, philosophum summum, praestantissimum oratorem, excellentissimum mathematicum haben verherrlichen wollen. Wäre er ein solcher gewesen, hätte die Heilige Schrift es ausdrücklich berichtet, wie sie es bei Moses und Joseph (Akt. 7, 22; Gen. 41, 39) tut. Hätte Abraham solche Bildung besessen, würde Moses es bei ihm, dem Stammvater des Geschlechts, gewiß bezeugt haben.

Verwerfen wir solche Anschauungen, so genügt doch, was die Heilige Schrift von ihm berichtet: daß er von allem Aberglauben und von Schwarmgeisterei (furor fanaticus) ganz entfernt und besonders mit den Geistesgaben geschmückt gewesen ist, die in Sachen der Religion vorzugsweise gelten (valent), durch die wir fähig gemacht werden, Wahres und Falsches voneinander zu unterscheiden. Wir sehen ihn so weit wie möglich entfernt von aller Leichtgläubigkeit, auf jede Weise seinen Sinn auf die höchste Gewißheit in den wichtigsten Angelegenheiten gerichtet, so daß wir nicht zu fürchten brauchen, daß er sich durch falschen Augenschein (falsa visione et specie) habe täuschen lassen; mag uns auch die Art und Weise unbekannt sein, wie jene Menschen zwischen natürlichen Phantasiegebilden und gottgewirkten Eingebungen unterschieden haben.

Die Geistesanlage Abrahams war aber nicht nur nach der Seite der Erkenntnis, sondern auch des Willens und der Affekte für das Religiöse disponiert. Sein Sinn (animus) war stets bereit (promtus et paratus), alles auszurichten, was er als Gottes Willen erkannt hatte, und daher stammte ein leichter Gehorsam (obsequium facile) auch in den schwersten Dingen; dann das höchste Trachten nach Gerechtigkeit gegen Menschen, so daß er lieber auf sein eigenes Recht verzichtete, als daß er einen andern irgendwie kränkte. Er war so friedfertig, daß er alle Ursach von Zwietracht soviel wie

möglich abschnitt; die Rechte der Gastfreundschaft hielt er heilig; mit wunderbarer Bereitwilligkeit brachte er den Bedrückten und Betrübten Hülfe, und in keiner Sache war er zu sehr auf seinen Vorteil bedacht (Gen. 14, 21 f.). Endlich war er von wohlwollendster Gemütsart gegen alle Menschen, wie die Bitte für Sodoms Einwohner und für Abimelech zeigt.

Was nun aber den Glauben betrifft, um deswillen er immer mit soviel Lobsprüchen geziert worden ist, so bieten die Segensworte des Melchisedech: „Gesegnet seist du von Gott dem Allerhöchsten, dem Herrn Himmels und der Erde", und ebenso die Worte der Ansprache Abrahams an den König von Sodom, in denen er bei Jehova, dem höchsten Gott, dem Herrn Himmels und der Erde schwört, eine Bezeichnung des höchsten Wesens (definitio summi Numinis), die keine Familien- oder Weltgottheit bezeichnet und den Polytheismus ausschließt. Zugleich sind jene Worte im Munde des Melchisedech ein Beweis, daß es in verschiedenen Gegenden schon eine Verehrung des wahren Gottes und eine Bekanntschaft mit seinen Vollkommenheiten gab; und diese hat auch Abraham gehabt (Gen. 18). Daß er auch die Hoffnung eines Lebens nach dem Tode gehabt hat, bezweifeln wir nicht, besonders wegen der Aussagen des Neuen Testaments über diesen Punkt. Die höchste Glückseligkeit (summa felicitas) auf dieser Erde besteht darin, daß wir aufs allergewissesste von dem höchsten Wohlwollen (benevolentia) Gottes gegen uns die Erwartung hegen, er werde uns alles, was uns widerfährt, wenn wir ihm nur reinen und aufrichtigen Gehorsam leisten, soweit die menschliche Schwachheit es zuläßt, zu unserem Heil gereichen lassen.

Die Frage, in welchem Sinne das Wort Gen. 15, 6 zu verstehen sei, daß dem Abraham jener Glaube sei zur Gerechtigkeit gerechnet worden, soll nicht so entschieden werden,

daß der im Neuen Testament ausgesprochene Sinn den alttestamentlichen Schriftstellern zugeschrieben wird.

Diese Dissertation hat für unsere biographische Darstellung ein zwiefaches Interesse. Sie gewährt einen Einblick in die Betrachtungsweise, die Stubenrauch als akademischer Lehrer auf die alttestamentlichen Gestalten anzuwenden gedachte: er faßte sie mit williger Anerkennung ihrer sittlich-religiösen Vorbildlichkeit, wohl auch Urbildlichkeit auf, doch so, daß die Ideale frommer aufgeklärter Denkweise sich mit ihrem Bilde verschmolzen. Und eben dadurch wird seine Würdigung jener biblischen Bilder zu einer halb positivistischen, halb modern gefärbten Darlegung seiner Gedanken über die Offenbarung Gottes in den Urzeiten der Menschheit. Man darf wohl annehmen, daß dies theologische Problem ihn zur Wahl des Themas de animi indole ac fide Abrahami, das sein ihm eben übertragener akademischer Beruf nahelegte, mit angeregt hat. So schaut er die hehre Gestalt des Vaters aller Gläubigen im Geiste des Neuen Testaments, doch unter Wahrung der geschichtlichen Besonderheit des alttestamentlichen Standpunktes als die eines der ersten Lichtträger reiner Gotteserkenntnis an, befreit ihr Bild von den verstaubten Spinngeweben theologisch verbildeter Zutaten, leiht ihr aber zugleich die charakteristischen Züge einer aufgeklärten, wesentlich auf moralischer Grundlage ruhenden Frömmigkeit. Dieser Vertraute Gottes trägt nichts Schwärmerisches, nichts Exzentrisches, im Grunde aber auch nicht viel hoheitsvoll Erzväterliches an sich. Allerdings werden ihm besondere und außerordentliche Offenbarungen Gottes zu teil; aber der vorsichtige theologische Beschauer seines Bildes, ein Gegner von allem Zuviel und zu Bestimmten im Punkt religiöser Aussagen und Erklärungen, hält hier mit seinem Urteil zurück; ja, er hebt unser Nichtwissen für gewisse Punkte hervor. Daß aber eine ursprüng-

liche, auf schöpferisch eingestifteter Veranlagung ruhende Geistesrichtung und seelische Bestimmtheit der Mutterboden von all den religiösen Besonderheiten war, durch die Abraham sich über die anderen seines Geschlechts heraushob, ist gewiß die Ansicht Stubenrauchs gewesen. An die Analogie künstlerischer Genialität, die modernen Erklärungsversuchen nahe liegt, wird man in seinem Sinn nicht denken dürfen. Diesem galt vielmehr das Moralische als Basis der Gotteserkenntnis; die Zusammenfassung aller wahrhaften Vollkommenheit weckte und leitete den Trieb, Gott zu verehren, verlieh die Fähigkeit, den sicheren Takt, in allen Lebenslagen in Gottes Willen durchzuschauen, die freudige Willigkeit, ihm im „obsequium facile" Folge zu leisten. Daß Abraham sich hierbei von allen Täuschungen freigehalten habe, die der fruchtbare Mutterschoß religiöser Irrungen und Verzerrungen gewesen sind, dies hervorzuheben legte die Stimmung des Aufklärungszeitalters wohl Stubenrauch nahe: er schützte so die Vermittelung des Verkehrs mit Gott in jenen Tagen der Urzeit, wie Träume und Gesichte, vor dem Verdacht des Schwärmerischen, das der Verständigkeit seiner Zeit so unleidlich war. Freilich fühlte er eben auf diesem Punkte sich gedrängt, sein Nichtwissen zu bekennen, wie der Erzvater das Übernatürliche, Göttliche vom Natürlichen, Menschlichen habe unterscheiden können. Andererseits erkannte er ein Handeln, ein Eingreifen des göttlichen Wesens für das Zustandekommen einer Offenbarung willig an, wie großen Anteil er auch der allgemeinen Begabung mit Vernunft und sittlicher Anlage zugestand. Um deswillen hat Stubenrauch unter den aufgeklärt supranaturalistisch gerichteten Theologen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts seine Stelle.

Auch der positivistische Zug seiner Auffassung jener biblischen Berichte weist ihn dorthin. Er nimmt augenscheinlich

Moses ohne Bedenken als Verfasser der Genesis an und beschränkt sich auf eine Erörterung seiner schriftstellerischen Absicht. Der wichtigen Entdeckung verschiedener Urkunden, die Jean Astruc wenige Jahre vorher gemacht hatte, gedenkt er nicht. Hat er sie noch nicht gekannt oder geglaubt, für seine eigene theologische Untersuchung der religiösen Bedeutung des Erzvaters jener Quellenfrage sich entschlagen zu sollen? Es ist aus seiner Schrift nicht zu ersehen.

Auch drei Jahre später, als Stubenrauch Friedrich Spanheims Einleitung in die Chronologie und Geschichte des Alten Testaments für den Gebrauch bei akademischen Vorlesungen neu herausgab, beschränkte sich seine bedächtig verbessernde Hand auf den Abstrich solcher Anschauungen und Urteile, die vor seinem nüchternen geschichtlichen Sinn die Probe nicht bestanden. Aber von biblischer Kritik war eben dieser sein geschichtlicher Standpunkt noch unberührt, und so ist diese Neuausgabe in jener Zeit ein merkwürdiges Denkmal der Anhänglichkeit, mit der reformierte Theologen, die unter dem Einfluß der Gelehrtenarbeit der älteren Holländer gestanden hatten, das dort erworbene Gedankengut immer noch festhielten, als schon der Zug des damals modernen Geistes sie einer anderen Richtung zuführte.

---

5. Kirchengeschichtlicher Standpunkt.

Fast zwei Jahre lang hatte Stubenrauch das Amt eines Rektors am reformierten Gymnasium bekleidet, als er in die akademische Stellung einrückte, die mit jenem nach dem Plan der Schulgründung verbunden war, die Professur für Kirchengeschichte und heilige Altertümer. In seiner Antrittsrede

handelte er am 17. Oktober 1768 von den Vorbeugungsmitteln, die man beim Studium der Kirchengeschichte anwenden müsse, um aus ihm die Früchte zu gewinnen, um deren willen es mit Recht empfohlen wird. Im Zusammenhang mit dieser Methodenfrage hatte er als Einladungsschrift eine Dissertation über die Ursachen der Christenverfolgungen in den ersten beiden Jahrhunderten verfaßt.

Die Schrift will nicht bloß ein gelehrter Beitrag zur Geschichte der alten christlichen Kirchengemeinden sein; sie verfolgt vielmehr die Tendenz, eine neuere Betrachtungsweise, eine „vorsichtigere", besonnene zu rechtfertigen und für den Wissenschaftsbetrieb zu empfehlen im Gegensatz zu jener älteren, welche in den Christenverfolgungen nur einen grausamen, haßerfüllten Kampf des Heidentums gegen das Christentum sah. Um deswillen darf jene Studie unser Interesse in Anspruch nehmen als Denkmal einer vom Gerechtigkeitssinn der Aufklärung, doch auch von ihrer religiös kühler gestimmten Denkweise, als Probe einer neuen Periode der Kirchengeschichtsschreibung; als Probe zugleich der Stubenrauch für seine akademische Tätigkeit als richtig vorschwebenden Methode. Die folgende Wiedergabe gibt die Gedanken des ersten allgemeinen Teils überwiegend in wortgetreuer Übersetzung, damit wenigstens in etwas die Redeweise und Darstellungsformen jener Epoche sich abspiegeln.

Er betont gleich eingangs die Mängel unserer Einsicht in den Charakter der Christenverfolgungen, die sich aus der Lückenhaftigkeit der zeitgenössischen Berichte, aus rhetorenhaften Schilderungen, späterhin aus der Überschätzung des Märtyrertums in den einzelnen Kirchen, dem Aberglauben an den Wert der Reliquien und der Neigung zu Übertreibungen, der Fälschung und Interpolation in den geschichtlichen Denkmälern ergeben. Indem durch Aberglauben die Zahl der Märtyrer

wuchs, ergab sich's mit Notwendigkeit, daß die Verfolgungen als schwerer und blutiger dargestellt wurden, als es die Wirklichkeit und die schlichten Denkmäler forderten, und daß auch einzelne provinziale und auf einen Zeitraum von ein bis zwei Jahren beschränkt gebliebene Beunruhigungen der Christen als allgemeine und langwierige Verfolgungen hingestellt wurden. Ja sogar solche Unfälle, die von den Vorstehern der Provinzen herrührten, wurden selbst milden und gegen die Christen wohlwollend gesinnten Kaisern angerechnet.

Gelehrte, denen die Wahrheit am Herzen lag, haben sich daher bemüht, diesen Flecken zu tilgen, mit dem Aberglaube und Unwissenheit die Geschichte der christlichen Kirche entstellt hatten. Stubenrauch weist auf die gelehrte Kontroverse zwischen dem englischen Schriftsteller Heinrich Dodwell (gest. 1711) und dem französischen Mauriner Thierry Ruinart (gest. 1709) hin, und neigt dazu, Dodwell zu entschuldigen, sollte er selbst in dieser Angelegenheit auch ein wenig geschwärmt haben. „Daher laßt uns", sagt er, „wie es einem wahrheitsliebenden Geschichtsschreiber zukommt, unter Zurückstellung der Fabeln und Zusätze aus späteren Zeiten, uns allein an das halten, was aus den lauteren Denkmälern der Alten feststeht, das Gewisse vom Ungewissen genau und sorgfältig scheiden, um nicht etwa durch Nachgiebigkeit gegen abergläubige Überlieferungen und Erdichtungen müßiger Menschen die Wahrheit selbst dem Gespött ihrer Gegner auszusetzen. Um deswillen ist es der Mühe wert, wenn der Art und Ursach der Christenverfolgungen unter den heidnischen Kaisern im ersten und zweiten Jahrhundert nachgespürt wird. Zunächst den Ursachen der Verfolgungen im allgemeinen. Da steht dem Verfasser fest, daß aus Aberglauben und aus angeblichem Eifer für die Ehre Gottes und aus verderbten Leidenschaften wie aus einem reichlich fließenden Quell all die unheilvollen Handlungen

(calamitates) ihren Ursprung hergenommen haben, mit denen — die Fassung ist charakteristisch für den Verfasser — „Menschen jemals gegen Menschen gewütet haben", die mit ihnen in Religionsangelegenheiten nicht voll übereinstimmten. Über die Geschichte des Christentums hinaus bezieht er sich hierfür auf das Verhalten der Juden gegen die Samaritaner, der Pharisäer gegen die Sadduzäer; blickt von hier auf die fast von der ersten Zeit der reineren Gottesverehrung anhebenden Verfolgungen andersgläubiger Brüder, wie die sogenannten Häretiker, die Arianer wieder die Katholiken bedrängten, und nach der Reformation die Anhänger des römischen Papstes die Protestanten, diese aber sich untereinander, die Lutheraner die Reformierten, die Reformierten die Lutheraner schlecht behandelten. Eben jene Fehler (vitia) haben gleicherweise die Juden und die Heiden gegen die Christen angespornt. Die Vornehmsten unter den Juden, die Priester und der übrige von ihrem Wink und Willen abhängige Haufe, waren von derselben Gesinnung, mit der sie sich gegen den Heiland, als er auf dieser Erde lebte, gezeigt hatten, nach seinem Hingang gegen seine Jünger, wie es mit deutlichen Worten Christus den Aposteln vorherverkündigt hatte, Joh. 15, 20. Und zwar bedrängten nicht nur die palästinensischen Juden die Christen, am meisten die Apostel, sondern sie sandten aus ihrer Mitte gewisse Menschen ungefähr über den ganzen römischen Weltkreis ab, welche die Juden in den übrigen Provinzen des Römischen Reiches aufstacheln und allerorten den Christen Haß erregen sollten, und nicht allein den gehässigen Verdacht der Juden, sondern auch den der Römer gegen die Christen als Stifter von Aufruhr gegen den Kaiser. Daher klagen die alten Christen so oft in ihren Schriften über den Haß und die Grausamkeit der Juden und empfinden es öfters schmerzlich, daß jene ihnen feindlicher und schlimmer

seien, als die Verehrer der Götter. Obgleich man aber nicht glauben darf, daß alle römischen Präsuln diesen Einflüsterungen der Juden ein offenes Ohr geliehen hätten, da sie zum Teil von ziemlich milder Gesinnung waren, so daß sie diesen nie zu duldenden Anschuldigungen keineswegs Glauben schenkten, teils den Juden feindlich gesinnt waren, besonders wo diese verschiedene Bewegungen entflammten und die Waffen gegen die Römer ergriffen hatten, entbehrten doch jene Verleumdungen nicht jeder Wirkung, wie wir denn sehen werden, daß in gewissen Provinzen, am meisten in Asien, besonders nach der Zerstörung der Stadt Jerusalem, die Juden für die Christen durch ihre Anklagen beschwerlich geworden sind.

Das so von den Juden aufgestachelte römische Volk warf Haß auf die Christen, und diese Feindseligkeiten entflammten noch mehr die Opferpriester, ja, der ganze große Haufe, der aus dem Aberglauben der unwissenden Menge Gewinn zog, wie aus der Apostelgeschichte Kap. 16, 19 und Kap. 19, 24 ff. zu sehen ist. Diese klagten die Christen der Gottlosigkeit (atheismi) an, weil sie sich weder der Opfer, noch des eitlen Gepränges (pompa) der Cärimonien bedienten, und weil sie allen Kult gänzlich verwürfen und vor ihm den stärksten Abscheu hätten, und sie überredeten das Volk, daß die Unglücksfälle, von denen die römische Herrschaft zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Provinzen betroffen wurde, aus Vernachlässigung des Kultus der Götter entstanden seien. Ja, im Fortschritt der Zeit warfen sie ihnen die verbrecherischsten Untaten, Thyesteische Mahlzeiten, Ödipodeische Inceste vor, eine Anschuldigung, zu der die Christen selbst Anlaß gegeben haben, indem sie die Heiden von den heiligen Handlungen, die sie verkehrterweise Mysterien nannten, mit übertriebener Ängstlichkeit fernhielten. Durch jene Verleumdungen aber wurde die Wut des gemeinen Volkes von Tag zu Tag mehr ent-

zündet, so daß nicht selten die wahnwitzigen Rufe des Volkes durch die Luft erschollen: Tolle Christianos. Christianos ad bestias!

Von der römischen Beamtenschaft, wie nun die Anlage der Menschen so mannigfach und die Verschiedenheit des Willens und der Bestrebungen wunderbar ist, besaßen die einen im hohen Grade eine mildere Gemütsart, und alle Grausamkeit und Gewalttätigkeit lag ihnen gänzlich fern. Da diese die Gerechtigkeit heilig hielten und durch Güte sich auszeichneten, begünstigten sie teils offen unschuldige Christen und schützten sie gegen die Grausamkeit der wütenden Plebs; teils boten sie jenen wenigstens Gelegenheit, einer drohenden Gefahr zu entgehen, die sie wegen der Edikte der Tyrannen von ihnen nicht ganz abwenden konnten. Zuweilen aber mußten gerade diese Mildestgesinnten dem Geschrei des rücksichtslosen Pöbels, der die Abschlachtung der Christen besonders bei den öffentlichen Spielen in aufrührerischer Weise forderte, nachgeben. Andere Beamte dagegen, die zu sehr im verderbten Aberglauben steckten und nach der Volksgunst trachteten, traten öfter dem aufgebrachten Pöbel zu Gefallen hart gegen die Christen auf, und da nach Ausbruch der Verfolgung unter den Christen die Sitte sich befestigt hatte, die Erhaltung des Lebens von den obrigkeitlichen Personen durch das Angebot von Geld zu erkaufen, ließen hohe Beamte (praesides), vom heiligen Geldhunger angetrieben, an manchen armen Leuten das Todesurteil vollstrecken, um durch den Besitz der mehr Begüterten ihr Vermögen zu bereichern.

Und so sind denn, „wie mir scheint," der Juden Verleumdungen, der Aberglaube der römischen Plebs, der Neid der Priester, der obrigkeitlichen Personen unbarmherziger Sinn und ihre Habsucht die Ursachen der unheilvollen Dinge, welchen das christliche Volk ausgesetzt war. Aber wir müssen offen

gestehen, daß es auch unter den Christen Menschen gab, die durch Unvorsichtigkeit und ungezügelten Eifer hier und da den Obrigkeiten Anlaß gaben, das ganze christliche Volk ihren Arm fühlen zu lassen, oder die schon nach Ausbruch des Schlimmen die Gemüter der Abergläubischen noch mehr erregten, indem sie allzu offen die Heiligtümer der Heiden verhöhnten; wieder daß andere, welche, wenn sie durch Flucht sich hätten retten wollen, die drohenden Gefahren aufs beste hätten vermeiden können, freiwillig den Tod gesucht haben, indem sie den Ruhm des Märtyrertums zu gewinnen suchten. Denn den Blutzeugen, ja auch den Bekennern standen vom zweiten Jahrhundert Vorzüge zu, und von den übrigen Christen glaubten viele, daß die Seelen der Märtyrer sofort nach dem Tode bei Gott seien, eine Ansicht, die die Zahl der Märtyrer gewaltig vermehrt hat.

Von dieser Darlegung der allgemeinen Ursachen geht nun die Abhandlung zur Darstellung der einzelnen Verfolgungen über, um sie in dasselbe Licht jener nüchterneren Geschichtsbetrachtung zu rücken, als deren Anwalt wir ihn haben reden hören. Wie manches Interessante nun auch sein Überblick über die Christenverfolgungen darbietet, muß doch diese Studie darauf verzichten, ihn zu charakterisieren. Auch erforderte ein solcher Versuch die zur Kritik befähigende gelehrte Ausrüstung eines Kirchenhistorikers vom Fach. Für unsere biographische Charakteristik genügen die obigen Mitteilungen. Der Wortführer der verbesserten Methode zeigt sich erfüllt von jenem Streben, zu dem Schleiermacher sich einmal bekannt hat mit dem Wort, er trete gern auf die andere Seite des Schiffes. Nüchternheit und maßhaltende Gerechtigkeit erschienen auf dem Plan mit der Tendenz, ein Zuviel religiöser Stimmung, jedenfalls jeden Zug religiöser Leidenschaft auf dem Bilde auszulöschen, in dem ein früheres Geschlecht mit der Glut der Be-

geisterung die Heldentage der Kirche geschaut und die Siegeskraft des Martyriums als Beweis der Wahrheit des Christenglaubens gefeiert hatte.

Ist nun auch die theologische Persönlichkeit, welche in dem oben Mitgeteilten uns entgegentritt, nicht in scharfen Linien zu umreißen: ein Gesamteindruck entsteht doch, der Stubenrauch seine Stelle unter den aufgeklärten positivistischen Latitudinariern zuweist und ihn im voraus disponiert erscheinen läßt, auf religiöse Zweifler ernster Gesinnung und von sittlichem Halt beruhigend und versöhnend einzuwirken. Er hat diesen Beruf in Schleiermachers religiöser Krise finden und erfüllen sollen. Seine verwandtschaftlichen Beziehungen haben dazu früh den Anlaß geboten.

---

6. Aus dem Familienkreise.

Schon in den Morgenstunden jenes denkwürdigen Lebens, das am 21. November 1768 seinen Anfang nahm, auf Anlaß der Taufhandlung, die am 27. November in der evangelisch-reformierten Hofkirche zu Breslau vollzogen wurde, begegnet uns an zweiter Stelle als auswärtiger Taufzeuge eingetragen „Samuel Ernst Timotheus Stubenrauch, Professor in Halle, des Kindes Oncle". — Nach ihm ohne Zweifel haben die Eltern dem Knaben den Namen Ernst gegeben; vom Großvater, der auch abwesend — er lebte damals schon längere Zeit in Arnhem in Holland bei seiner Schwester — als Taufzeuge und zwar an erster Stelle eingetragen wurde, empfing er den Namen Daniel, der aus alter Schleiermacherscher Familientradition stammt. Friedrich aber hieß er sicherlich nach dem Großen, unter dessen Fahnen der Vater Johann Gottlieb das Amt als Feldprediger seit sieben Jahren führte.

Drei Jahre später hat Stubenrauch seinen eigenen Hausstand begründet. Am 10. November 1771 verheiratete er sich mit Susanna Judith Chabanon, der einzigen Tochter des Kaufmanns Etienne Chabanon in Berlin. So war er denn mit einer Emigrantenfamilie französischer Herkunft verbunden. Aus der Unduldsamkeit des Sonnenkönigs ist ihm sein häusliches Glück erblüht unter der Sonne der gütigen und treuen Fürsorge der Herrscher aus dem Hause Hohenzollern für die vertriebenen evangelischen Glaubensgenossen. Die Trauung vollzog in der Hallischen Hof- und Domkirche der französische Prediger, höchst wahrscheinlich der für die reformierte Emigrantengemeinde berufene O. Bern, seiner Herkunft nach ein Schotte. Man darf annehmen, daß der Gebrauch der französischen Sprache in Stubenrauchs Hause nicht außer Übung gekommen ist; ein Umstand, der für Schleiermachers Hallische Sprachstudien einigen Wert gewonnen hat.

Zwei Jahre darauf, am 11. Januar 1774 wurde dem jungen Paar ein Sohn geschenkt, der in der Taufe am 20. des Monats die Namen David Adam Carl empfing. Dieser kleine David und der Kinderkreis der Schleiermacherschen Familie in Breslau werden bald der Gegenstand eines anmutigen schwesterlichen Geplauders, das uns in ein paar Briefen der Mutter Schleiermachers erhalten ist. Sie schreibt an den Bruder: „Die Nachricht von Deines Davids Gesundheit erfreut mich recht herzlich, und welche Freude würde es für mich sein, Dich als Vater zu sehen! Denn ich stelle mir Dich als einen recht zärtlichen Vater vor, der dieses Glück mehr als hundert andere in gleichem Verhältnis empfindet. Ich kann es nicht begreifen, wie so viele Eltern so wenig wahre Liebe zu ihren Kindern haben können, da wir doch nichts in diesem Leben besitzen, worauf wir uns noch jenseits des Grabes können Rechnung machen, als die Tugend und unsere Kinder. Und welche süße

Beruhigung muß es auf unserem Sterbebette sein, wenn wir gute Kinder hinterlassen oder schon voraufgeschickt haben, von denen wir mit Zuversicht hoffen können, daß wir dereinst mit ihnen versammelt aus der Hand der Gottheit neue Freuden und ewige Glückseligkeit genießen werden. Dies ist aber auch nur der einzige Grund, woraus wir wahre Beruhigung bei dem Verluste unserer Kinder schöpfen können, und doch ist viel viel Zeit dazu nötig. Was solche Eltern, die keine Zukunft — sie meint: kein ewiges Leben — erwarten, bei solchem Verluste empfinden mögen, ist über meine Begriffe. Gott erhalte Dir Dein liebes Söhnchen und lasse Dich viel Freude an ihm erleben!" So schreibt die herzensfromme Mutter aus einer Glücksempfindung, die dem Nachklang eines kaum gestillten Abschiedsschmerzes nicht wehrt. Er galt wohl einem früh gestorbenen Liebling, dem „Diekchen", von der sie sagt, daß sie im Unterschied von Lottchen „ein starkes, munteres Kind war". Sie hat es nicht ausgesprochen, sondern einer Frage nach der rechten Zeit mit dem Unterricht der Kinder zu beginnen sich zugewandt, weil Bruder Ernst ihr geschrieben hatte, er wolle seinen Jungen schon jetzt lesen lehren: „Darüber wundere ich mich, schreibt sie, denn er ist doch kaum zwei Jahre"; und sie erinnert den übereifrigen Vater an die Bedeutung des Spiels für die Entwicklung der Kinder und an das Motiv der Ehrbegierde. Als Beleg dient ihr außer der Anekdote von einem jungen Gelehrten, der durch Verfrühung zugrunde ging, die Erfahrung, die sie mit ihren eigenen beiden Töchtern, Lottchen und Diekchen gemacht habe; und dann erwähnt sie auch Fritz, der mit vier Jahren anfing zu lesen, während sein Bruder Karl $3^1/_2$ Jahr alt noch sehr undeutlich spricht und ohne Rute nichts von Gehorsam wissen will. So ist denn ihrer mütterlichen Einsicht Schluß, daß die Kinder unendlich verschieden sind und daß man zu dem einen Kinde immer mehr Geduld, zu einem andern mehr Aufmunterung braucht.

In dem verfrühten Experiment des jungen Vaters dürfen wir übrigens höchst wahrscheinlich die Spur einer pädagogischen Zeitrichtung, der philanthropischen, sehen. Die Stubenrauchs waren seit langem im Anhaltischen angesiedelt; von dort kamen auch in das Hallische reformierte Gymnasium viele Schüler; und in Dessau hatte kürzlich — im Jahre 1772 — Basedow sein Philanthropin gegründet. Landsmannschaftliche Erinnerungen und die durch eine eifrige Reklame früh erlangte Berühmtheit dieser Anstalt werden dem Hallischen Rektor den sonderbaren Versuch, seinem kaum zweijährigen Knaben die Elemente des Lesens beizubringen empfohlen haben. Diese Vermutung wird bestärkt durch ein Thema für das am 25. Mai 1767 beim Festakt des reformierten Gymnasiums angestellte Exercitium oratorium; es lautet: De voluntatis emendatione *φιλανθρώπῳ* maxime necessaria und zielt höchst wahrscheinlich auf das pädagogische Gebiet im Sinn der Zeitbestrebung. Die Vermutung wird durch einen Brief der Mutter Schleiermachers gestützt, der bald nach der Übersiedelung von Breslau nach Pleß geschrieben ist. Sie schildert in ihm dem Bruder die Feier ihres Geburtstages — es war der 27. Juli — wie die Kinder ihr eine rührende Freude gemacht: „Sie traten des Morgens, als ich erwachte, an mein Bett, sangen mir aus dem Basedow das Lied: „Dieser Festtag deines Lebens ist ein froher Tag für uns" — nachher reichten sie mir beikommende Wünsche nebst frischen Blumen, Lottchen ein Tülltuch, Fritze ein gezeichnet Bouquet. Daß das kleine „Diekchen" nicht erwähnt wird, bestätigt die oben ausgesprochene Vermutung, daß sie schon in ein höheres Vaterhaus gegangen war. — Daß die Basedowsche Liedersammlung in die Schleiermacherschen Familienfeiern Eingang gefunden hatte, beweist zugleich mit der Tonart des schwesterlichen Schreibens, daß der religiöse Geist des Hauses bei aller Wärme und ernsten Innigkeit damals noch

nicht pietistisch war. Andrerseits darf man die Elemente der Zeitbildung nicht überschätzen; die einander ablösenden Stufen der Entwicklung religiösen Denkens und Empfindens, der „Stimmung", bestanden in den Kindern jenes Zeitalters so wie heute miteinander weiter in mannigfacher Mischung. Auch Pietistisches war keineswegs ganz ausgelöscht.

Das zeigt sich recht in einem wohl dicht vor Ostern 1780 aus der Kolonie Anhalt an den Bruder gerichteten Brief der Mutter Schleiermachers. Wieder sind es die Kinder, über die sie mit dem innigen Anteil der Mutterliebe berichtet: über Lottchen, daß sie am Grünen Donnerstag mit vieler Herzensrührung ihr Glaubensbekenntnis abgelegt. „Gott gebe, daß sie dem Gelübde, so sie ihm getan, recht treu bleiben möge und schenke ihr dazu seines Geistes Kraft; denn ohne denselben können wir doch nichts tun. Sie ist viel von der Wirtschaft in Anspruch genommen, und der Fritz — er war damals etwas über 11 Jahre alt — beschäftigt sich mit französischen und lateinischen Übersetzungen und lehrt den Karl rechnen und schreiben; im übrigen lassen wir den Knaben viel Freiheit, um ihren Körper durch Bewegung und frische Luft zu stärken. Die beiden Jungens sind von ganz entgegengesetzter Art; Fritz ist ganz Geist und Karl ganz Körper. Wir behalten ihn darum noch bei uns, weil er vor sein Alter schon genug weiß, wir möchten gern, daß sein Herz so gut wäre, als sein Verstand schon Kräfte hat, sein Herz ist durch das viele Lob, was man ihm in Breslau wegen seines Verstandes erteilt hat, verderbt, denn er ist dadurch stolz und eitel worden. Hätten wir ihn in Breslau gelassen, wäre er im 14. Jahre gewiß zur Universität reif gewesen, so glücklich geht ihm alles vonstatten."

Der Brief, in dem die Mutter mit religiösem Ernst über ihren so innig geliebten ältesten Knaben geurteilt hat und der noch nicht von Herrnhutischem Geist erfüllt ist, wie die der

folgenden Jahre, ist ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis und Schätzung des seelsorgerlichen Sinnes, in dem jene seltene Frau ihre Kinder erzog. Er läßt uns auch in das intime Vertrauensverhältnis einen Blick tun, in dem sie zu ihrem Bruder Ernst in Halle stand. Er hat durch die Schwester das Wesentliche von dem erfahren, was ihren Familienkreis anging.

Und bald darauf hat auch der Vater jenes hochbegabten Knaben sich gedrungen gefühlt, seinen Schwager Stubenrauch von einem höchst wichtigen erzieherischen Entschluß zu unterrichten, seine Kinder in die Erziehungsanstalt zu Niesky in der Oberlausitz zu bringen. Der Brief, in dem dies geschieht, ist eins der wichtigsten Denkmale zur Geschichte der Entwicklung des Knaben Schleiermacher, erfüllt von eben dem sorglichen Erzieherernst, der auch das Herz der Mutter bewegte und zugleich hoher Bewunderung voll für den religiösen, wie auch für den ökonomischen Wert jener Anstalt, ja der ganzen Brüdergemeine. Gehört hatte er längst von ihr; nun aber, da die Schulverhältnisse in Pleß durch den Abgang des dortigen Rektors, der den talentvollen Knaben sehr lieb gewonnen hatte und von ihm geliebt wurde, zu einer Umschulung der Kinder drängten, hatte er sich unter dem Eindruck der Verhandlungen der Berthelsdorfer Synode für Niesky entschieden, und seine Frau war hierin mit ihm ganz eines Sinnes. „Meine liebe Frau, schreibt er, war bei dem Anblick einer so großen Menge lieber Leute, mit denen allen wir alsbald harmonieren und Herzensfreunde sein konnten, vorzüglich hingerissen, so daß wir alsbald einander zulispelten: Hier ist gut sein." Was er dann seinem Schwager zur Begründung seines Entschlusses über die religiöse Stellung der Brüdergemeine und ihre pädagogischen Grundsätze sagt, ist zugleich ein Zeichen, daß er sie mit dem biblischen Offenbarungszeugnis zusammenschaute. Mit der Zeittheologie und der gewöhnlichen pädagogischen Praxis der Zeit

verglichen strahlte sie ihm im Urlicht der Offenbarung. Hier einmal wurde nicht wie auf all den anderen Schulen das Äußere bearbeitet, auf das alte Kleid ein neuer Lappen gesetzt, „wobei es denn ein großes Glück ist, wenn der Mensch vor seinem Ende noch den Riß des Ganzen gewahr wird und darüber erschrocken zu dem, der ihn allein heilen kann, seine Zuflucht nimmt."

Man fühlt es den begeisterten Worten ab: sie waren mehr als die Begründung eines wenn auch wichtigen Entschlusses in einem pädagogischen Schwebezustand. In ihnen bezeugte sich zugleich persönliche religiöse Ergriffenheit. Unter einem Geschlecht lebend, in welchem die gebildeten Verächter der Religion schon anfingen sich zu mehren, fühlte der sanguinisch gestimmte Mann, fühlte erst recht seine temperamentvolle, gemütvolle, fromme, kluge und sinnige Frau sich in jener brüdergemeindlichen Versammlung von erfrischendem Hauch aus der Höhe angeweht. Sie waren unter die Macht biblischen Christentums gekommen, und von dessen Eindrücken hingerissen taten sie den folgenreichen Schritt. Indem sie nun ihre Kinder in die Anstalt von Niesky brachten, haben sie kaum bedacht, daß diese in ein anderes religiöses Klima gerieten und damit auch den Gefahren eines Klimawechsels ausgesetzt wurden. Das scheint ihnen wenigstens keine Bedenken eingeflößt zu haben. Die Bereitwilligkeit der Kinder konnte sie in dem gefaßten Entschluß nur bestärken, denn diese waren mitergriffen von dem starken religiösen Zuge, dem ihre Eltern sich hingaben. Der Vater urteilte, seit einem Jahre seien den Kindern über dem menschlichen Verderben die Augen geöffnet; er sprach von Gnadenwirkungen, die sich seit dem vergangenen Winter immer stärker bei ihnen geäußert hätten; sie hätten mehr Licht bekommen über das, was den eigentlichen wahren Frieden des Menschen ausmacht, so daß sie sich nicht zutrauten, mit ihrem

natürlichen Verderben von den Eltern weg und in die Welt zu gehn. Auf ihr inständiges Bitten daher seien sie nach Niesky gebracht — am 27. März — und hätten sich da, besonders die Tochter, bald als wie zu Hause befunden.

Auch die Mutter hat um dieselbe Zeit etwa den „herzlich geliebten Bruder" auf diese wichtige Veränderung hin in einem Briefe angesprochen. Sie wisse gar nicht, ob und was für eine Vorstellung der Bruder von der Brüdergemeine habe; aber sie versichert ihm, daß sie selbige von ganzem Herzen liebe und ehre, und daß ihrer Seele dabei ganz wohl sei, daß der barmherzige Gott es so gefügt habe. „Denn ich habe für die armen Kinder schon recht gezittert wegen der seelenverderbenden Meinungen, Grundsätze und Sitten unserer gegenwärtigen Zeiten, ach! wie hätten wir sie für dem feinen Gift der jetzigen Zeiten bewahren können. Da danken wir es denn unserm lieben Herrn von ganzem Herzen, daß er ihren noch zarten Herzen den Sinn gegeben, daß sie nicht mit der Welt ins Verderben laufen wollen, ach! Herr erhalte sie in deiner Wahrheit, daß sie in deiner Liebe allein können glückliche und selige Menschen sein."

Aus den Anfangsworten dieses schwesterlichen Briefes geht hervor, daß der Bruder sich zu dem Entschluß, der ihm als vollendete Tatsache mitgeteilt worden war, nicht sofort geäußert hat. Man wird aber hieraus nicht auf Bedenklichkeiten seinerseits schließen dürfen. Wir vernehmen drei Jahre später Urteile aus seiner Feder, die zeigen, daß er die Einrichtungen der Brüdergemeinde schätzte und ihrer Frömmigkeitsweise jene duldsame Denkungsart zutraute, die seiner eigenen entsprach. Erst nach dem Tode der Schwester und als wieder zwei Jahre später der Neffe nach Barby übergesiedelt war, beginnt ein Briefwechsel, der dem jungen Menschen hat viel sein können, auf den Charakter, die Güte und Besonnenheit des Oheims Licht

wirft und zugleich seine religiös-theologische Stellung hervortreten und wirksam werden läßt.

Da spricht er sich seinem Neffen gegenüber über das Seminar in Barby aus: er habe es immer für eine nützliche und zweckmäßige Einrichtung gehalten, und es sei ihm lieb, daß jener dort soviel Gelegenheit erhalte, in den theologischen und philosophischen Wissenschaften etwas Gründliches zu lernen, ohne unsere Akademien besuchen zu dürfen, wo freilich jetzt so mancher rechtschaffene Jüngling seine ganze Gemütsruhe einbüßt, mit Zweifeln und leeren Spekulationen oder unnützer Kritik belastet wird und das, was ihm das Schätzbarste war, verliert, ohne hinlänglichen Ersatz. Glücklich sind Sie, ruft er dem Siebzehnjährigen — dicht vor seinem Geburtstage — zu, und können es Ihrem Herrn und Heiland nie genug danken, daß Sie allen solchen Verleitungen von der seligmachenden Wahrheit nicht ausgesetzt sind." — Man muß das herbe Urteil über den üblichen Universitätsbetrieb, auch den Hallischen, beachten, das die väterlich-frommen Wünsche jener Zeilen begleitet. Der so schrieb war kein Skeptiker, nicht einmal ein Aufklärer im Sinne jenes Zeitabschnitts; auch von den damals in Halle viel geltenden gelehrten Größen scheint er abzurücken. Allerdings fügte er seiner warnenden und ermahnenden Zusprache auch die Bitte hinzu, nicht alle „Dissentierende" auf gleiche Weise zu betrachten und sich zur Duldsamkeit zu gewöhnen. Er zweifelt nicht, daß die so billig denkenden Brüder nach dieser Richtung wirken werden. „Ich weiß gar wohl, fügt er, diese Erinnerung limitierend, hinzu, daß Duldsamkeit jetzt ein Modewort ist, mit dem auch viel Mißbrauch und Unfug getrieben wird; aber ich glaube immer, daß, um billig über solche Verirrte zu urteilen, man allezeit Rücksicht nehmen müsse auf die mehr oder minder vorteilhafte Lage, worin sie sich befunden, auf die Erziehung, den ersten Unterricht und die

Eindrücke, die dadurch auf sie gemacht worden sind — und dann muß man doch auch bei den sogenannten Neueren noch immer sehr verschiedene Grade und Klassen annehmen. — Das sind echt Stubenrauchsche Gedanken, aus dem Zentrum seiner Theologie geboren, wie er sie schon bei seinem Amtsantritt in Halle vor 20 Jahren vorgetragen hatte. — Zwar scheinen sie in jenem Zeitpunkt zu Zugeständnissen an eine aufgeklärte religiöse Denkweise geneigter, doch ohne Mißtrauen oder gar Abneigung gegen den Lehrbetrieb in Barby: „Ich zweifle nicht, daß die so billig denkenden Brüder dies ebenfalls in ihren exegetischen Kollegiis, die Sie jetzt hören, gelegentlich anzeigen und ihren jungen Mitgliedern eine vernünftige Duldsamkeit empfehlen werden —, so werden Sie gewiß den großen Schaden einsehen lernen, der aus dem schon frühzeitig aufgekommenen Extra ecclesiam nulla salus durch alle Jahrhunderte entstanden ist." — Zum Schluß des Briefes empfängt der Neffe Lob, daß er so vorzüglich Lust an der Exegese empfindet. „Denn der rechte Verstand der Schrift ist ja doch immer die Hauptsache, wovon sowohl unsere eigene Ruhe und Trost, als auch dereinst eine gesegnete Amtsführung abhängt." Mit dieser in die Form einer Anerkennung gekleideten Ermahnung klopft der Onkel im Geiste seines biblischen Positivismus leise bei dem Neffen an, einen künftigen Pfarrer in ihm vermutend.

Auf das Thema der religiösen Toleranz und das Zitat Nulla salus extra ecclesiam muß Schleiermacher in seinem Antwortschreiben in einer Weise zurückgekommen sein, die dem Onkel wieder Anlaß gegeben hat, sich gegen den Schein zu verwahren, als habe er „der guten Brüdergemeine einen Vorwurf machen wollen." Es liege ihm nur an der Empfehlung einer wahren, tätigen und ausgebreiteten Toleranz in einem vernünftigen Verstande, „da in unserem Jahrzehnt so viel über

Toleranz geredet und geschrieben und meinem Bedünken nach doch wenig Toleranz ausgeübt wird." — Neben diesem seinem Lieblingsthema rührt der Onkel zu Ende des Jahres noch allerlei Gelegentliches an, wozu ihm eine Äußerung des Neffen über Bahrt, der damals in Halle wirkte, und die Frage nach der Verfasserschaft der Sittenlehre für alle Stände Anlaß bot. Auch der Lust Schleiermachers am Studium der Mathematik gedenkt er mit Interesse. An weiterer Anweisung werde es ihm in Barby wohl nicht fehlen.

Doch redeten bei allem Schein des gegenseitigen Verständnisses die beiden ohne eigentliche Fühlung aneinander hin, der ältere Mann und der Jüngling. Jener erging sich teils in seinen Lieblingsideen, teils in einzelnen praktischen, wohlgemeinten Bemerkungen; dieser aber hielt noch zurück mit den Fragen, die sein Innerstes — nicht zum erstenmal — bewegten; und wenn er den einen Punkt, von dem aus religiöse Bedenken ihm schon in seinem Knabenalter aufgestiegen waren, dem Onkel gegenüber wieder angerührt haben mag, konnte dieser glauben, mit ihm einstimmig zu denken: die Vorfahren hätten sich die Strafgerechtigkeit Gottes zu menschlich gedacht, die Zeitgenossen dagegen schläferten, durch beständige Hinweisung auf Gottes Güte, die Leute ein.

Inzwischen ging ein Stern am Himmel der noch fromm gestimmten Aufklärung unter: Mendelssohn starb; und ein geschmackloses Distichon und dessen spöttische Parodie veranlaßten Stubenrauch, das Urteil des Neffen zu sondieren. Das über das Unschickliche jenes Distichons befriedigte ihn, während er eine Äußerung über Mendelssohn als Philosophen für zu kritisch hielt

7. Die Barbyer Krisis des Neffen.

Aber unter solchem Gedankenaustausch und verwandtschaftlich vertraulichem Briefgeplauder war eine ernste, persönliche Angelegenheit des jungen Schleiermacher nicht ans Licht getreten. Er war auf Antrieb seines eigenen zum Forschen wie zum Grübeln geneigten Geistes wie unter mancherlei Einflüssen, die aus seiner Umgebung auf ihn eindrängten, in innere Not geraten und sprach sich nicht aus. Auch dem Vater gegenüber noch nicht. Diesem kam er nur mit Klagen, daß die Lehrmethode in Barby ihn nicht befriedige, sich auf die theologischen Ansichten der Neueren nicht einlasse; und doch möchte er gern von Grund aus Theologie studieren! Aber langsam umwölkte sich sein Inneres, vollzog sich eine Entfremdung von dem Glaubensinhalt, den die väterliche Erziehung und der Einfluß der Brüdergemeine ihm angeeignet hatten. Allerlei Zweifel nagten von neuem an seiner religiösen Gewißheit, erschütterten diese weiter, tiefer als je bisher; und allerdings trug die Barbyer Erziehungs- und Beeinflussungsweise, die den Geist der Zeit, den Umschwung in der Theologie ignorierende Lehrmethode dazu bei, jener Entfremdung einen besonderen Stachel zu geben, während der Gedankenaustausch im Kreise von Freunden, die zum Teil in der Skepsis sehr weit vorgeschritten waren, und eine durch den Reiz des Verbotenen erst recht wirksame Lektüre neuer Geisteserzeugnisse die jungen Leute aus den Gleisen drängte, in denen der Barbyer Anstaltswagen und besonders der theologische Betrieb sich bewegte!

Der Vater fand damals, als er an den Sohn im August 1786 schrieb, nicht das zurechtleitende Wort. Seine religiösen Ermahnungen waren zu sehr bloße Beschwichtigungen, und auch der schöne und tiefe Ausspruch, daß „der Glaube ein

Regale der Gottheit und ein pur lauteres Werk ihres Erbarmens sei", der Hinweis auf die Bibel als die unerschöpfliche Quelle, die den Durst nach Wissen überschwänglich stillen könne, und die Verweisung auf einige damals vielgelesene apologetische Werke konnten dem heißen Verlangen des früh entwickelten, zum Hochflug des Geistes bestimmten siebzehnjährigen Jünglings nicht Genüge tun. Jetzt zeigte sich's an ihm, daß ein den Kampf scheu vermeidender theologischer Betrieb die Wissenschaft nicht zu ersetzen vermag. Erst als recht unangebracht, ja kränkend für seinen edlen und feinen Sinn mußte er die beruhigenden Worte empfinden: „Du willst ja überdies kein eitler Theologe werden, sondern dich nur geschickt machen, dem Heiland Seelen zuzuführen!"

Und Onkel Stubenrauch? Es scheint, daß er weder von den Zweifeln, die sich in der Seele seines genialen, frühreifen Neffen regten, noch von der Unzulänglichkeit der Unterrichts- und Erziehungsmethode in Barby eine Ahnung gehabt hat. Wußte er etwas von den Gegensätzen, die sich dort kreuzten? Enge Einschnürung der Freiheit durch ein Zuviel von Anstaltssatzungen und Gehenlassen; seelsorgerliche Beeinflussung und polizeilich geartete Bevormundung; ängstliche Abschließung des theologischen und philosophischen Forschens, und dann wieder auf Gebieten, wie Mathematik und Naturerkenntnis, die man für religiös indifferent halten mochte, eine große Unbefangenheit und willige Anregung zu frühem, selbständigen Beobachten, Untersuchen und Forschen. Gelegenheit demnach, auch für Theologen, hier guten Grund zu einer vielseitigen Bildung zu legen, wie denn Schleiermacher ein ausgezeichneter Mathematiker und ein interessierter Botaniker geworden ist; und doch diese Gelegenheiten eingespannt in ein Bildungsstreben, das einseitig darauf hinging, der Brüdergemeine einen Kreis dienstwilliger Jünger zu erziehen. Stubenrauchs Zureden, sein Neffe

möge seine mathematischen Kenntnisse erweitern, zeigt, daß er wenigstens jene Gelegenheit kannte und schätzte; aber die Unzulänglichkeit der theologischen Unterweisung ist ihm erst klar geworden, als die Krisis da und die Loslösung aus dem Verband der Brüdergemeine eine vollendete Tatsache war.

Es liegt nicht im Plan dieser Studie, den Verlauf der Krise zu beschreiben und zu beurteilen, die nun hereinbrach. Auch die Trübung des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn, die sie hervorrief, bleibe hier möglichst ausgeschaltet; sie wäre wohl einer Sonderbehandlung wert, und dann dürfte mancher der Schatten sich mildern, die bis heute einer unbefangenen Würdigung dieses Mannes, der an einer unverschuldeten Vergangenheit sein Kreuz trug, im Wege stehen.

Am 21. Januar 1787, in einem verspäteten Neujahrsbrief, gewann es der Sohn endlich über sich, dem Vater seinen Kampf und seine Not zu entdecken. Wie rückhaltlos er da nun sich anklagt, auf des Vaters Brief so lange geschwiegen zu haben, gesteht er ebenso offen den Bruch mit dem Glauben, den der Vater ein Regale der Gottheit genannt hatte: „Ach, bester Vater, wenn Sie glauben, daß ohne diesen Glauben keine, wenigstens nicht die Seligkeit in jenem, nicht die Ruhe in diesem Leben ist, als bei demselben, und das glauben Sie ja, o, so bitten Sie Gott, daß er ihn mir schenke, denn für mich ist er jetzt verloren." Und dann folgt der sehr bestimmte Ausdruck seines Zweifels an der Gottheit Christi und der Lehre von der Versöhnung durch seinen stellvertretenden Tod, und das Bekenntnis zu dem Gedanken, daß Gott unser Streben nach der Vollkommenheit genüge, auch wenn wir sie nicht erreichten. Er konnte dem Vater versichern, der tiefe Schmerz beim Schreiben dieses Briefes — er schrieb ihn „mit zitternder Hand und mit Tränen" — hindere ihn, die Geschichte seiner Seele in Absicht auf seine Meinungen und alle seine

starken Gründe für sie umständlich zu erzählen. „Ich bitte Sie, enthalten Sie mir Ihre stärksten Gründe zur Widerlegung derselben nicht vor, aber, aufrichtig zu gestehen, glaube ich nicht, daß Sie mich jetzt überzeugen werden, denn ich stehe fest darauf."

So beginnt jener Briefwechsel zwischen Vater und Sohn, der durch die Leidenschaftlichkeit des Schmerzes, des Zorns und der Liebe einen verstehenden Leser noch heute ergreifen wird. Kein bloßer Überblick über den Inhalt vermag davon auch nur einen entfernten Eindruck zu geben. Das Gemüt des Sohnes wurde von der Erwiderung des Vaters, die ihn gleich anfangs mit Vorwürfen des Apostels Paulus gegen die unverständigen Galater überschüttete, nicht nur erschüttert; er sah sich, der doch nur die Wahrheit suchte, vom Vater nicht verstanden und nahm die Keime einer tiefen Verbitterung in seine Seele auf. Und hier begann wie zur Vergeltung des Unrechts, das ihm geschah, sein Unrecht. Es hing auch mit einem Charakterfehler zusammen, der schon in seiner Kindheit dem Scharfblick der Mutterliebe nicht entgangen war, und er selbst hat es — nicht immer mit gleicher Deutlichkeit — erkannt, als zuletzt doch des Vaters Liebe in seinem Herzen gesiegt hatte, am klarsten und ergreifendsten, als er die Nachricht vom Tode des Vaters durch Onkel Stubenrauch erhielt.

In dieser Krisis seines Lebens, der zweiten, die noch nicht die letzte sein sollte, — hat sich dieser Onkel als Tröster, Berater und hilfsbereiter, väterlicher Freund bewährt. Von dieser Lebens- und Schicksalswende an hat er auf die Entwicklung des Neffen fördernd mit eingewirkt und den Grund zu jenem Vertrauens- und Pietätsverhältnis gelegt, dessen Wert dieser fünfzehn Jahre später mit warmen Worten bezeugt hat.

Schon bevor er den Brief seines Vaters erhielt, der ihn trostlos unglücklich machte, hat Friedrich Schleiermacher brieflich auch dem Onkel seinen Zustand und seine Lage aufgedeckt. Dieser wurde durch die Mitteilung völlig überrascht und war sehr betroffen. Bisher hatte ihm der Neffe nie eine Andeutung gemacht, daß er vom Lehrbegriff der Brüdergemeine abzuweichen beginne: so billigte er zwar dessen Offenheit gegenüber den Vorstehern derselben, ersparte ihm aber in der Form eines Wunsches, „daß Sie mir Ihre Gesinnungen vorher entdeckt haben möchten," eine leise Mißbilligung nicht.

Zunächst führte sein Nachsinnen über die Ursachen dieses ihm als allzuplötzlich erscheinenden Bruches — er kannte wohl die Reizbarkeit des jungen Mannes — ihn auf den Gedanken, es möchte da irgend eine Empfindlichkeit den Anlaß zu jener jähen Lösung einer jahrelangen Gemeinschaft gegeben haben. Und er meinte, ihm hiermit noch nichts Tadelnswertes zugetraut zu haben. Vielleicht hatte jener gerechte Ursache gehabt, sich zu beklagen. Dann freilich würde der Oheim Grund zur Beschwerde gehabt haben, wenn der Neffe ihm nicht soviel Zutrauen geschenkt hätte, um dies in Zeiten ihm zu eröffnen. Nun waren es aber Punkte im Lehrbegriff der Gemeinde, die zu dem schnellen Handeln den Anstoß gegeben hatten. Zu einer Entwurzelung oder Berichtigung, ja zu einer Untersuchung dieser Zweifel, zu einer gesunden Glaubensbegründung aus Schrift und christlicher Glaubensgewißheit hat indes der Berater keinen Versuch unternommen. Dieser hohen und schweren Aufgabe war er wohl nicht gewachsen. Er begnügte sich mit dem Hinweis auf den Inhalt eines seiner früheren Briefe, „daß über gewisse Theorien in der Theologie wie in der Philosophie keine allgemeine Übereinstimmung erwartet werden könne;" er kehrte also jene, die persönliche Entscheidung in Glaubensfragen freilassende individualistische

Betrachtungsweise heraus, die er vor zwei Jahrzehnten bei seiner Übernahme der Professur gegen allen Zwang in der These vertreten hatte, daß eine völlige Übereinstimmung in Glaubensfragen auf dieser Erde nicht zu erhoffen sei. „Wir müssen immer zufrieden sein," schrieb er an den Neffen, „der Wahrheit so nahe zu kommen, als es zum Fortgang im Guten und zu unserer Beruhigung — dies Wort im Sinn der moderantistischen Theologie als „Herzensfriede" zu verstehen — erforderlich ist." Den Probierstein also, an dem die Echtheit des Goldgehalts einer dogmatischen Formulierung, ihr religiöser Wert geprüft werden sollte, bildete die sittliche Selbstgewißheit und ihr Fortschritt zur Vollkommenheit. Die Entscheidung über die schwierigsten Probleme des christlichen Glaubenslebens erschien hiermit vereinfacht. Eine wirkliche Lösung bot sie nicht. Aber als Vorbeugungsmittel gegen eine ungestüme Skepsis, als Hemmungsmotiv gegen die Übermacht einer sich verbitternden Stimmung hatte sie Wert. Er hätte eindringender, er hätte persönlicher wirken können, wenn er des Neffen Anstoß an der Lehre vom menschlichen Verderben, die ihm übertreibend erschien, zu der Aufforderung benutzt hätte, sich selbst ernst und streng gewissenhaft an dem Ideal der Vollkommenheit zu messen, dem er nachtrachte, ob er sich da nicht eines Zwiespalts im innersten Willensleben bewußt werde. Aber auch hier blieb der Mentor bei der Weisung stehen: „Ich bitte Sie doch, zu bedenken, ob Sie wohl hoffen können, irgend eine kirchliche Partei anzutreffen, wo die mehrsten Glieder über diesen und andere Punkte mit Ihnen ganz gleich denken werden." Auch hier ward also aus dem Verzicht auf Einigkeit kein Weg zu persönlicher Gewißheit durch Selbsterkenntnis gewiesen. Gerade auf diesem Punkte aber ist der reife Theologe Schleiermacher zu so anderen Einblicken in die Tiefe des menschlichen Verderbens gekommen,

während er den Standort moralischer Teleologie nicht nur für die Probleme des religiösen Denkens, sondern auch für die Versöhnung mit dunkeln Lebensrätseln immer festgehalten hat.

Wie in der Lehrweise, war der Neffe in dem religiösen Empfindungsleben der Brüdergemeine, in das er als Knabe sich einzuleben schien, entfremdet worden. Auch hierauf ging der Onkel ein. Er billigte es, wie es recht war, daß er geradeheraus sein Nichtempfinden bekenne, wenn man ihn dränge; das sei besser, als zu heucheln. Aber er versuchte doch nicht, die hier sich erhebenden Fragen über den Wert der Gefühle im Christentum grundsätzlicher zu behandeln, etwa so, wie es vom Standpunkt einer gemäßigten Aufklärung Spalding vor kurzem in seinem bekannten Buche getan hatte. Zum Schluß seines Briefes macht aber der Onkel allerdings eine sehr treffende, wertvolle Bemerkung: „Ich fürchte fast, daß bei Ihren guten Fortschritten in der Mathematik viele der Zweifel, worüber Sie klagen, mit daher entstanden sein möchten, daß Sie von theologischen Wahrheiten oder Lehrsätzen ebensolche Gewißheit verlangen, als von den Lehrsätzen der Mathematik." In gleichem Sinne hat auch Schleiermachers Vater seinen Sohn gewarnt. Durch den bezaubernden Einfluß, den Spinozas System später auf Schleiermacher gewonnen hat, wird das Gewicht dieser feinen Bemerkung bestätigt. Spinozas Ethik mag allerdings an dem scharfsinnigen jungen Grübler, wenn er auch nie Spinozist geworden ist, durch den Reiz ihrer mathematisierenden Methode einen kongenialen Schüler gefunden haben.

Vielleicht ist der vorsichtige, überlegsame Onkel damals der Ansicht gewesen, sein Neffe werde von seinen Zweifeln zurückkommen. Schien dieser selbst ja hierauf noch zu hoffen. Auch zu der Frage, ob jener die Brüdergemeine verlassen solle, um zu studieren, hielt er mit einem Urteil zurück: er könne

schlechterdings weder zu- noch abraten. Die für einen Unbemittelten, wie Schleiermacher, hohen Kosten des Studiums, 160—180 Taler jährlich, gab er ihm zu bedenken. Auf einen reformierten Freitisch könne er ihm vor Ende des Jahres keine Aussicht machen. Für die Berufswahl schien auch nur die Schule oder ein akademisches Lehramt übrig zu bleiben.

Vier Wochen später, am 16. März, hat Stubenrauch seinen Neffen, der ihm seine Not geklagt und seine Lage geschildert hatte, weiter beraten und mit teilnehmenden Worten aufgerichtet. Er hat auch die Verstimmungen zwischen Vater und Sohn zu mildern und im Herzen des Neffen Verständnis für den Schmerz des Vaters zu wecken versucht: „Daß Ihr lieber guter Vater äußerst bekümmert darüber sein würde, konnte ich mir leicht vorstellen, ohnerachtet ich es freilich gar nicht vermutet habe, daß er Ihre Bekümmernis durch seine Art, die Sache zu betrachten noch so sehr vermehren würde. Indes freut es mich, daß Sie doch auch in dem freilich harten Briefe seine wahre Vaterliebe nicht verkennen, und Sie werden jene Ausdrücke, die Ihre Traurigkeit freilich sehr vermehren können, auch mit darauf rechnen, oder sich daraus erklären müssen, daß selbige im Ausbruch des tiefen Schmerzes ganz das Gepräge der tiefsten Wehmut haben, die eine Sache von äußerster Wichtigkeit, die ihm so ganz unvermutet, ganz unvorbereitet, wider alle seine Erwartungen kam, bei ihm verursachen mußte; wo es so sehr natürlich, daß man das Schlimmste besorgt, jede Gefahr sich tausendfach vergrößert vorstellt und nur lauter Unglück gewahr wird. Ich habe mich bemüht, Ihren guten, lieben Vater in beikommendem Brief etwas zu beruhigen und ihn besonders damit zu trösten, daß Sie bei mehrerer Ruhe gar wohl von Ihren Zweifeln könnten zurückkommen."

Das war ein Zuspruch echter, treuer Verwandtengesinnung, die ein weises Verständnis der Lage bekundete. Wer so

begütigende Worte fand, durfte auch noch einen Schritt weiter gehen und ermahnen: „Fassen Sie indes nur guten Mut und suchen Sie vornehmlich Ihren besten Trost in einem aufrichtigen, demütigen, inbrünstigen Gebet zu Gott, daß er Sie in alle Wahrheit leiten wolle, und dann können Sie auch gewiß versichert sein, daß er es dem Aufrichtigen gelingen lasse." — Wem entsteht nicht beim Lesen dieser Worte in der Vorstellung von selbst ein Bild? In das erregte Antlitz eines hochbegabten Jünglings blicken die guten, ernsten Augen eines wohlmeinenden, reifen Lebenskenners. Und der hatte auch das Recht, auf die Vorgänge in Barby zurückkommend, sein Befremden auszusprechen, daß man im Seminar nicht mehr auf Anstalten bedacht sei, ehrliche Zweifler unter den Studierenden mit Sanftmut zu tragen und ihnen Zeit und Gelegenheit verschaffe, von ihren Zweifeln zurückzukommen, ohne sie deshalb sogleich zum Verlassen der Gemeinde zu nötigen.

Da Schleiermacher die Absicht geäußert hatte, zu Ostern seine Studien in Halle zu beginnen, gab der Onkel, die Einrichtungen der künftigen Lektionen mündlicher Besprechung vorbehaltend, kurz den Rat, sich vorzüglich auf Schulstudien zu legen und nur die allerunentbehrlichsten Kollegien zu hören. Er sah also wie Schleiermachers Vater das Studium wesentlich als Vorbereitung auf einen die Zukunft des Neffen, seine wirtschaftliche Existenz sicherstellenden Beruf an.

Am 19. März — drei Tage nachdem Stubenrauch sich so geäußert — erhielt er vom Vater Friedrichs einen Brief mit der Bitte, den Sohn in sein Haus und an seinen Tisch zu nehmen. Diesem Wunsch entsprach er alsbald mit gütiger Bereitwilligkeit.

Am 30. März erklärte er in einem kurzen, freundlichen Brief seinem Neffen, daß er herzlich gern bereit sei, ihn in

sein Haus aufzunehmen, wenn er sich einschränke, „denn bei uns ist's freilich etwas eng. Das für Sie bestimmte Stübchen ist klein, freilich sehr klein; vielleicht aber gefällt es Ihnen doch in Betracht, daß Sie so ganz nahe bei Ihren nächsten Verwandten sind." — Noch an demselben Tage schrieb er an den Vater zu dessen Beruhigung diese Zusage, teilte ihm zugleich auch seine Meinung mit, wie der Sohn am wohlfeilsten in Halle leben könne. Dieser Punkt war bei der beengten Lage des Vaters sehr wichtig. Er tritt in dessen Briefwechsel mit dem Sohne öfters sehr nachdrücklich, zugleich mit einer immer wieder bewiesenen Opferwilligkeit hervor. Auch die Ratschläge für die Einrichtung seines Studiums werden davon stark bestimmt. Die Abzielung auf möglichst frühe wirtschaftliche Selbsterhaltung beherrscht namentlich die Ermahnungen, sich das Englische, besonders eine reine Aussprache, zu eigen zu machen und es auch im Französischen zur Fertigkeit im mündlichen Verkehr zu bringen. Er habe die Gelegenheit hierzu ja nahe. „Sprich mit der lieben Tante fleißig französisch; die Sprache hat auch ihre Annehmlichkeiten, und mit der Zeit wirst du gewiß Geschmack daran finden."

Alle solche nicht etwa aus niedriger Auffassung des Studiums, sondern aus der gebieterischen sittlichen Rücksicht auf die eigene höchst beengte wirtschaftliche Lage entspringenden väterlichen Ratschläge hat der bedachtsame Onkel, der ja selbst nicht glänzend gestellt war, mit im Auge behalten. Der weltunerfahrene neunzehnjährige Jüngling neigte von Natur bei aller Anspruchslosigkeit in äußeren Dingen eher zur Sorglosigkeit und zu einem Idealismus, den die Fragen des Broterwerbs noch nicht kümmern. Einen Punkt hat der Onkel — sehr zum Besten des Neffen und von hoher Bedeutung für dessen Zukunft — besonders im Auge behalten: das theologische Examen! Schleiermacher selbst hat dies später bezeugt.

Mit seiner Bereitschaft, die erbetene Hülfe zu gewähren verband Stubenrauch das Streben, die Herzen von Vater und Sohn einander nicht entfremden zu lassen. Friedrich hat schon am 12. April dem Vater versichert, sein letzter Brief sei ihm tröstlich und aufrichtend gewesen: gewiß war an der gemilderten Fassung der väterlichen Briefe die vermittelnde Zusprache des Onkels mitbeteiligt. Beide Männer sind von jetzt ab, jeder in seiner besonderen Weise, bemüht, dem jungen Zweifler in seinem Streben und Kampf zurechtzuhelfen. Der Vater verzichtet allerdings nicht darauf, in den Sohn weiter zu dringen, und seine Vorstellungen wie seine Gebetswünsche sind zuweilen nicht ohne Herbigkeit. Aber sein Eifer stammt doch aus suchender Liebe, und diese hat sich allmählich immer mehr mit der Einsicht in des Sohnes Wert und mit Würdigung seines Strebens verbunden. Der Onkel aber bleibt fortan der auch vom Vater hochgeschätzte und empfohlene Berater seines Neffen, der Mann seines Zutrauens. Der lichte Streifen seines Einflusses läßt sich zwar nicht immer deutlich verfolgen; aber an wichtigeren Wendepunkten wird er je und je hervortreten.

---

8. Häusliches aus der Hallischen Studienzeit Schleiermachers.

So hatte denn nun der junge Exherrnhuter aus der Drangsal eines ihm unerträglich gewordenen Verhältnisses die Befreiung und eine Zuflucht gefunden. Das freilich recht enge Nest, das „sehr kleine Stübchen" im alten reformierten Gymnasium im Schatten der Domkirche bot sie ihm. Zwei Jahre lang hat er hier gewohnt, nachdem er sich am 18. April 1787 ins Album der Universität hatte eintragen lassen. Aber bei

aller Enge der Wohnung und — der Verhältnisse war er doch frei, sein Suchen nach Wahrheit auch hinsichtlich des Weges, auf dem er seinen Erkenntnisdurst zu befriedigen suchte, uneingeengt. Und dieser sein Onkel-Wohltäter war nicht auf- oder zudringlich, kein Mentor, kein Schulmeister, sondern nur ein ihm immer zugänglicher Berater; ein Mann der leisen Hand. Dieser hatte ihn ruhiger angehört als der Vater; er hatte tiefer in die Seele des jungen Wahrheitssuchers und Zweiflers hineingeblickt; er hatte ihn auch williger verstanden. Gerade als Pädagog wird er gewußt haben, daß es solchen Werdekrisen gegenüber eine Pflicht des Tragens und der schonenden, zuwartenden Zurückhaltung gibt. Und sein Charakter wie sein theologischer Toleranzstandpunkt haben ihm — das darf man bei vergleichender Beurteilung nicht übersehen — die Ausübung dieser Pflicht leichter gemacht, als dem Vater, dem ein stürmischeres Temperament und das Drängerische seiner noch stark pietistischen Eigenart das Verständnis wie das Finden des rechten Tons damals wenigstens erschwerte. Wie oft nun der neue Hausgenosse im Studierzimmer seines guten väterlichen Oheims sich Rats erholt hat, entzieht sich unserer Kenntnis, wie — zum Glück — so vieles vom Besten und Innerlichsten in der Welt nicht nach außen hin kund und offenbar wird. Genug zu wissen: das in so schwerer Bedrängnis erworbene Vertrauen blieb die Seele dieses Verhältnisses zwischen Onkel und Neffen. Im übrigen konnte der den Sonnenhöhen einer neuen Bildung zufliegende junge Adler frei ausgreifen. Niemand hinderte ihn daran. Auch der Vater nicht, der ihn vielmehr auf Kants eben erschienene Kritik der reinen Vernunft hingewiesen hat, die er selbst gestand nicht zu verstehen. Selbst der Onkel hat es hierin wohl kaum weiter, als zu Ansätzen eines teilnehmenden Mitgehens gebracht. Von dem Eindruck des Buches auf den jungen Schleiermacher ist

hier nicht zu handeln: er war zunächst überwiegend ungünstig, wie ihm denn überhaupt diese Neueren — auch Fichte — durch die klassische Klarheit des geliebten Platon überstrahlt wurden.

Ob Stubenrauch die theologischen Studien seines Neffen als dessen Lehrer erheblich gefördert hat darf man wohl bezweifeln. Vielleicht hat dieser bei ihm ein Kolleg über die Apostelgeschichte gehört. Ob er durch Predigten des Oheims oder durch akademische Belehrung damals schon Elemente einer homiletischen Bildung sich angeeignet hat erscheint ebenfalls ungewiß. Der ganze Eifer des Studenten wandte sich eben in fast ungestümem Bemühen der Philosophie zu, in der Eberhard sein Mentor ward. Oft bis nachts 2 Uhr arbeitend, war er gewiß der Fleißigsten einer. Anregend blieb ihm auch der Verkehr mit einem Freundeskreise, der sich an Sonnabendnachmittagen in Dieskau oder in Halle in „Axels Garten" versammelte und wohl ohne besonderes studentisches Wesen geistigen Austausch pflegte. Geselligen Verkehr anderer Art mied er aber, und mit feineren Umgangsformen war er noch gänzlich unvertraut. Er selbst hat später seinen Zustand in Halle ein Chaos genannt. Eine Schilderung seines persönlichen Wesens hat damals irgend wer seinem Vater entworfen, und dieser hat sie ihm später mitgeteilt, doch ohne den Verfasser zu nennen. Noch nach 14 Jahren hat Schleiermacher in einem Briefe seiner Freundin Eleonore Grunow hiervon erzählt und hinzugefügt: „Ich begreife noch jetzt nicht, wer mich damals so genau gekannt haben kann, da ich fast mit niemandem umging. Ich wäre, hieß es, in meinem Äußeren sehr nachlässig, hätte ganz das Wesen eines in sich gekehrten Menschen an mir, zynisch in meiner ganzen Lebensart, für mich sehr genügsam, aber in Gesellschaft und meinen Freunden zu Gefallen alles opfernd, auch das Notwendigste; fleißig für mich, aber

nur sehr stoßweise und immer ein schlechter Besucher der Kollegien, die ich zu verachten schiene, übrigens die Verborgenheit geflissentlich suchend; aber wenn ich unter die Vornehmen und Reichen käme, so wäre ich beides noch mehr als sie; kalt und stolz gegen alle Höheren und vorzüglich gegen meine Lehrer und Vorgesetzten." — Er fragt die Freundin, ob sie ihn in diesem Gemälde erkenne und gesteht dann: „Einige fremde Züge hat es wohl, wie jedes Bild, weil der Zeichner nicht immer den gleichen Gesichtspunkt mag gehabt haben, aber sehr viel Ähnliches war doch darin." Er urteilt weiter, daß in ihm noch vieles geschlafen habe. „Ich hatte schon damals einen so richtigen Takt für das Falsche, Gemeine, Halbe und Verkehrte in allen Dingen, aber das Rechte hatte ich noch nicht gefunden." Er nennt dann als bisher ihm unbekannt gebliebene Gebiete die Kunst und die Frauen. Für diese sei ihm erst in dem häuslichen Zirkel in Preußen der Sinn aufgegangen, und hier gedenkt er mit innerer Bewegung des Verdienstes um ihn, das die Gräfin Friederike mit in die Ewigkeit genommen habe. „Es wird, hoffe ich, nicht das Geringste sein, was ihr schönes Dasein gewirkt hat. Und nur durch die Kenntnis des weiblichen Gemütes habe ich die des wahren menschlichen Wertes gewonnen."

Wer mag es nun aber gewesen sein, der jenes ganz offenbar aus nächster Nähe geschaute Bild dem Vater entworfen hatte? Es ist zum Verwundern, daß das so gut getroffene, wenn auch vielleicht ein wenig scharf beurteilte Original nicht auf die Vermutung gekommen ist, Onkel oder Tante könnten am Ende die Hand im Spiel gehabt haben. Und doch liegt es nahe, auf die beiden zu raten, vielleicht am ehesten noch auf Tante Judith. Zeigt sie sich doch auch späterhin wiederholt als freimütige Tadlerin ihres aufrichtig geschätzten lieben Neffen. Sie hat ihn öfter mit neckendem

Scherzwort zu treffen gewußt. Und aus dem Munde dieser geistig munteren, zum Urteilen aufgelegten Frau vom Berliner Schlage kommend sind auch die kecken Striche jener gewandten Federzeichnung keineswegs auf Übelwollen zu deuten. Tante Judith ist es wohl zuzutrauen, daß sie ihrem Neffen gelegentlich über manche Seltsamkeiten seines Benehmens ihre Meinung offen gesagt hat. Er aber, immer Optimist, wo er liebte, mag sich doch gescheut haben, die Vermutung der Urheberschaft ihr zuzutrauen, vollends sie auszusprechen. Das gehört eben mit zu den Vorzügen sittlich vornehmer Geradheit, deren er sich bewußt war. Und wie er es wußte, verkannten auch die beiden Kenner seiner Mängel, falls sie es sind, die den ungeschminkten Bericht dem Vater erstattet haben, dem alles zu sagen sie sich verpflichtet fühlten, nicht: Sein Sohn, ihr Neffe und Hausgenosse, war trotz allem ein ungeschliffener Edelstein.

9. Im Pfarrhause zu Drossen.

Das glückliche Zusammenleben mit Onkel und Tante hat sich dann in Drossen erneuert, wohin sich der Onkel im Jahre 1788 berufen ließ, weil nach seinem eigenen Zeugnis die Last des Doppelamtes mit nebenhergehender gelegentlicher Predigttätigkeit ihm zu schwer wurde. Er gewährte dem Neffen zu den zwei knappen Studienjahren, auf die er sich in Halle hatte beschränken müssen, noch eine Muße zur Erweiterung und Vervollkommnung seiner Bildung. Am 26. Mai 1789 kam dieser nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin zu Fuß von Frankfurt a. O. angewandert und sah sich „auf die freundschaftlichste väterliche Weise aufgenommen". In der ansehnlichen Bibliothek des Onkels, die man ihm als Wohnraum

zuwies, benutzte er die noch immer stattlichen Bücherschätze in eifrigstem Lesen, das er selbst doch nicht als eigentliche Arbeit wollte gelten lassen. Denn schon regten sich die Schwingen zu eigenem literarischem Schaffen, namentlich zu Studien über die Idee des Aristoteles von der Gerechtigkeit und zu Gesprächen über die Natur der moralischen Handlungen. Der Onkel, der Friedrichs Gaben mit dem Blick eines Kenners einschätzte und schon damals den Weg zum akademischen Lehrstuhl unter den verschiedenen Aussichten miterwog, hat ihn zu diesen gelehrten Erstlingsversuchen mit freundlicher Teilnahme ermutigt.

Die Gunst der Lage, die des Onkels väterliche Güte ihm angeboten hatte, erkannte er dankbar und fühlte sich wohl im Umgang mit dem vortrefflichen Manne. Aber doch gestand er seinem Freunde Brinckmann, daß er sich nach Halle, der Stätte der Wissenschaft, zurücksehne, um zu Eberhards Füßen zu sitzen, „wenn Vater Jupiter so gütig wäre, seinen Merkur und den blinden Plutus zum Schatzgräber zu ihm zu schicken." Zugleich nutzte er eifrig die Gelegenheit zum Studium in des Onkels Bibliothek und vertiefte sich in die literarischen Aufgaben, die ihm vorschwebten. Er las auch den Lucian, den er hier fand, verglich mit ihm — denn sein philologischer Trieb regte sich immer zugleich mit seinem sachlichen Interesse — den Wieland, der schon in Barby als verbotener, heimlich eingeschmuggelter Lesestoff die jungen Geister stark angezogen hatte, und fand sich jetzt zu Betrachtungen über den Wert und die Gefahren der Satire aufgefordert. Seine eigene kritische Ader schwoll unter dem Einfluß jener Schriftsteller, und seine Urteile über die Zeitgenossen, namentlich der vornehmen Welt, waren so schneidig, sicher und absprechend, wie es bei einem zum Sarkasmus veranlagten Einundzwanzigjährigen nur möglich ist. Im Gedankenaustausch mit dem ein wenig schwärmerisch geliebten Freunde treten dann auch seine religiös-ethischen An-

schauungen hervor. Ein Brief vom 22. Juli 1789 über die Hoffnung der Unsterblichkeit, die jener einen Traum genannt zu haben scheint, ist ein höchst beachtenswertes Zeugnis seiner eigenen entgegengesetzten Überzeugungen: „Wir sollten uns also nicht wiedersehen, lieber Freund," beginnt er, „wenn wir den schwerfälligen Diener unseres Geistes abgedankt haben? Und diese Hoffnung so vieler Tausender sollte ein Traum sein? Ich gestehe, daß auch ich daran hänge, aber mit vieler Nüchternheit." — Seine Gedanken in diesem Punkte sind denn auch nicht eigentlich biblisch begründet, sondern im Sinn des Glaubens an ein nach Fortsetzung und Abschluß verlangendes Streben nach der Vollkommenheit, so daß ein Leser unserer Tage sich an Lotzes Ausführungen in seinem Mikrokosmus erinnert fühlen mag. Schleiermachers Neigung zu psychologischer Begründung religiöser Gedanken tritt schon hier hervor. Die Behauptung des Freundes, der Sprung von diesem Leben in jenes sei größer als der vom Kinde zum Mann, geht er mit überlegener Logik und Psychologie zu Leibe und kommt zu dem Schluß, daß jener Fortschritt des Kindes zum Mann überhaupt kein Sprung sei: „Es geht alles dabei sehr natürlich und sehr allmählich zu, dennoch aber ist der Weg, den wir auf diese Art zurücklegen, größer als der, den wir mit verbundenen Augen durch die unbekannten Regionen des Grabes hindurch vielleicht in einem einzigen kurzen Augenblick in den Armen des Todes getragen werden." — Und nun sucht er höchst scharfsinnig diesen Gedanken durch eine Analyse unserer seelischen und geistigen Entwicklung zu stützen. Stellt sich hierin ein ihm eigenes individuelles Geistesgut dar, so bildet dagegen das feste Beharren auf dem Unsterblichkeitsglauben ohne Rückgang auf die Bibel, ja ohne ausgesprochene Beziehung auf die Person des Erlösers und die Macht seines Lebens einen Standpunkt, den er mit vielen aufgeklärten

Gebildeten jener Zeit teilte; wohl auch mit Onkel Stubenrauch, mag dieser vielleicht dem Schriftzeugnis in seiner Weise zu theologisieren mehr Raum gegeben haben. Aber der neben ihm emporstrebende junge Denker war damals noch keineswegs gewillt, sich dem älteren Manne als einer Auktorität anzuschließen. Umgekehrt versuchte er in jugendlichem Selbstgefühl ihn im Sinn seiner eigenen Denkweise zu erschließen und nahm mit Genugtuung wahr, wenn ihm das zu gelingen schien. „Wem es die Umstände versagen," schreibt er in demselben Brief, „sich das Gute zu verschaffen, was er sich wünscht, der muß sich desto eifriger darauf legen, so viel Vergnügen als möglich in dem aufzusuchen, was er wirklich hat. Auf diese Art lebe ich auch hier ganz erträglich. Der Umgang mit meinem Onkel verschafft mir eine Menge von Annehmlichkeiten. Es gehören gewisse kleine Handgriffe dazu, um diesem Instrument alle die Töne zu entlocken, deren es fähig ist, und ich habe nach und nach gelernt, mich in den Besitz derselben zu setzen. Dieser Mann zieht sich desto mehr vom eigentlichen Christentum zurück, je mehr er mit demselben zu tun hat, und er hat in der wenigen Zeit, daß er hier Prediger ist, größere Fortschritte gemacht als in Halle, wo doch die Kirchengeschichte sein Hauptstudium war. Alle die Sächelchen vom stellvertretenden Tod usw. hatte er freilich längst verworfen; aber Christus stellte sich ihm immer noch in einem gewissen übernatürlichen Lichte dar, — auch das gibt sich jetzt nach und nach, und er sieht die ganze Sache in Rücksicht auf unsere Zeiten nur als ein Mittel an, dem Volk seine Pflichten auf eine wirksamere, überredendere Art vorzustellen." Diese Stelle, die dem Onkel gilt, beleuchtet zugleich das Seelenleben des Schreibers. In dem überheblich pikierten, geringschätzigen Ton, in dem er über Glaubenslehren von tiefstem Gehalt als „Sächelchen" spricht, tritt das Grundeis seiner noch immer fortbestehenden

Skepsis zutage. Auch der Christus der Bibel, für dessen eigentümliche Herrlichkeit ihm später die Augen wohl durch den Einfluß des Johannesevangeliums geöffnet wurden, ist ihm noch durch Aufklärungsgewölk sehr verschleiert. Er selbst hat später einer frommen Freundin, Charlotte von Kathen auf Rügen, mit inniger Gemütsbewegung von einer Wende in ihrer beider innerem Leben gesprochen. Damals lag sie für ihn noch fern.

Auch der Himmel seines Gemütslebens war umwölkt. Zum Teil rührten die Verstimmungen, die man aus dem Briefverkehr jener Drossener Zeit öfter heraushört, von körperlichen Ursachen her; auch seine eigene trotz der Güte des Onkels beengte äußere Lage, die Aussichtslosigkeit für seine nächste Zukunft, der Verdruß über den Stand der Theologie, mit der er sich oft nur widerwillig und nicht ohne überhebliche Geringschätzung scheint beschäftigt zu haben, und endlich der immer noch nicht gelöste Zwiespalt im Verhältnis zu seinem Vater haben sein Inneres bedrückt. Wie tief, zeigt ein merkwürdiger Gedankenaustausch mit Brinckmann über die Frage, ob man freiwillig aus dem Leben scheiden, ob man, wie dieser sich scheint ausgedrückt zu haben, „ausgehen" dürfe. Brinckmann hatte das Recht dazu vertreten; Schleiermacher bestritt es. „Ich bleibe dabei", schreibt er — wohl kurz vor dem Winter 1789 auf 1790 — „es kann keine Fälle geben, wo es die letzte mögliche gute Tat sei, Hand an sich zu legen; denn jeder Augenblick, um den man den Aufenthalt eines denkenden Wesens in der Welt verlängert, ist an sich selbst eine gute Tat. . . . . Ob ich diesen Winter noch in Drossen bleibe, weiß der Himmel, und womöglich der nicht einmal. Soviel du von der wunderlichen Gemütsart deines Vaters gelitten haben magst, ebensoviel leid' ich von dem eigensinnigen Wankelmut des meinigen, dem ich doch, da er mich unbegrenzt

liebt, nichts als Vorstellungen entgegensetzen kann, die bei ihm nichts fruchten. Gibt es irgend einen Zustand, wo man entschuldigt werden kann, wenn man ausgeht — wie er den Brinckmannschen Ausdruck sich aneignend sagt — so ist es gewiß der, wo man nicht frei handeln kann; denn hierin besteht der ganze Wert und das eigentliche Wesen des Lebens; — ich tue es aber dennoch nicht in Hoffnung eines besseren." So schließt er im Sinn jener Hoffnungsgewißheit, als deren Apologeten wir ihn eben haben reden hören.

Es kann also nicht wunder nehmen, wenn sich in einem etwas später geschriebenen Briefe vom 18. November 1789 die Stelle findet: „Was mich betrifft, so bin ich hier kränklich und verdrießlich gewesen und habe mehr vegetiert als gelebt, viel gelesen, aber leider nur wenig gedacht. Beinahe hätt' ich einmal aus Unmut den verzweifelten Streich begangen zu predigen." So fern stand er also damals innerlich der Kanzel, trotz Onkel Stubenrauch, der inzwischen gewiß getan hat, was er konnte, ihn mit dieser Stätte zu versöhnen und zu befreunden. Wie weit war er damals davon entfernt, zu ahnen, als ihm vor dem Predigen fast graute, was für eine großartige Wirksamkeit ihm auf jener Stätte dereinst erblühen sollte!

Inzwischen hat trotz dem allen die Einsicht in das, was Pflicht und vernünftige Zukunftsüberlegung geboten, es über Abneigung und abschätzige Beurteilung der Theologie davongetragen, so daß er deren Studium nicht vernachlässigte. Ein Brief an seinen Vater bezeugt es ausführlich. Endlich sollte auch das Sohnesverhältnis zu diesem, dem er sich seit der Barbyer Katastrophe entfremdet hatte, wiederhergestellt werden. Durch eine ernste Vorhaltung des Vaters veranlaßt kam der Augenblick, in welchem die gereizte Verstimmung gegen diesen seinen besten Freund, dessen grenzenlose Liebe er selbst noch

eben seinem Freunde bezeugt hatte, einem warmen Verständnis zu weichen begann und ein schönes Vertrauen sich herstellte, das bis zum Tode des Vaters fortgedauert und ihm ein Gedächtnis pietätvoller Dankbarkeit im Herzen des Sohnes gesichert hat.

Zu Beginn des Sommers 1790 hatten Vater und Onkel auch die Genugtuung, daß Friedrich Schleiermacher, nicht ganz ohne leichte Anwandlung von „Examensfieber", die theologische Prüfung bestand, auf deren Ablegung sie beide gedrungen hatten. Er hatte sich das Examen schwerer vorgestellt; nun fand er, daß man ihm die Sache gar leicht gemacht habe. Der Onkel hatte ihm vorher gesagt, daß man schon an der schriftlichen Arbeit die Geister kennen lerne. Daß nun sogar in der mündlichen Prüfung nur deutsch gesprochen worden war, befremdete ihn, den alten Zögling Joachimsthaler humanistischer Bildung, den gewandten Latinisten, der seinem Neffen kurz vorher den Vorzug vor einem seiner Examensgenossen bezeugt hatte, daß er hell und ordentlich denke und Fertigkeit im Lateinsprechen besitze.

Etwas verspätet — nach seiner Gewohnheit — hatte er dem Onkel den glücklichen Ausfall gemeldet. „Mama" schalt — wohl scherzend — „daß er drei Wochen in Berlin gewesen, ohne sich einen Haarbeutel zum Examen anzuschaffen," also der Mode, die nach dem Zopf aufgekommen war, geziemend zu folgen. „So ginge es bei Ihnen immer," fügt der Onkel als die Ansicht der Tante über ihren saumseligen Neffen hinzu: „Alles bis auf die letzte Stunde verspart, und so werde es mit der Probepredigt auch wohl gehen, die würde er wohl auch nicht eher als am Mittwoch fertig machen, wenn er den folgenden Tag predigen sollte." — Die Predigt des Kandidaten war den Herren Examinatoren übrigens nicht populär genug erschienen, ein Tadel, auf den Schleiermacher, wie ihm der

Onkel billigend bezeugt, mit Freimütigkeit und Geistesgegenwart antwortete. Der Text war keiner von den leichten, gewöhnlichen gewesen, und da Oberkonsistorialrat Sack Schleiermacher hatte rufen lassen und sich dann doch wohl in sehr anerkennender Weise über die Predigt geäußert hatte, bat der Onkel, ihm diese „ja bald" zu schicken. Er möchte gern wissen, was jenes Urteil „nicht populär genug" eigentlich habe sagen wollen, wenn's nicht etwa ein Gemeinplatz gewesen sei. Er überzeugte sich denn auch, als er sie gelesen hatte, daß Schleiermacher den Tadel sehr gut entkräftet habe.

10. Die Schlobittener Zeit.

In demselben Brief konnte der Onkel schon mit den Worten: „also jacta est alea" seine Befriedigung aussprechen, daß sein Neffe die Stelle eines Hauslehrers beim Grafen Dohna in Schlobitten angenommen habe, für die sein Gönner Sack ihn empfohlen hatte. Und dessen Mitteilung, daß er dreimal im Schloß vor der Herrschaft gepredigt habe, erregte sein besonderes Interesse. Das galt ihm als ein ziemlich sicherer Beweis, daß man jenen gern und also mit Beifall höre. Schleiermacher war in dem vortrefflichen, im besten Sinne vornehmen Hause in eine Stellung gekommen, die ihn nach allen Seiten befriedigte und förderte und ihm trotz eines Konflikts mit der Gräfin — Juni 1791 —, der aber durch Feinheit und Klugheit von beiden Seiten schnell überwunden wurde, immer mehr ans Herz wuchs. Onkel Stubenrauch nahm an dem allen teil, besonders an der homiletischen Entwicklung seines Neffen. Hierfür wird dieser grundlegende Unterweisung von ihm wohl in Drossen empfangen haben, und

daß er Gelegenheit zur Übung zum Predigen in Schlobitten erhalten würde, war von Anfang seine Vermutung. Schleiermacher selbst hatte ihm die Texte von drei Predigten mitgeteilt und geäußert, er wünschte von Kennern beurteilt zu werden. Stubenrauch sah darin einen edlen Eifer, sich immer mehr zu vervollkommnen und immer „nutzbarer" zu werden, erinnerte aber, daß gerade der gelehrte Kenner die Arbeit für die Kanzel doch nur als ein nach gewissen Regeln eingerichtetes Machwerk untersuche; auch sei es zweifelhaft, ob die dortigen Kenner ihr Urteil gerade herausſagten. Nach seinem Bedünken sei jeder aufgeklärte Zuhörer, dem die Religion wert sei und der ein Gefühl für Menschenglück habe, der beste Kenner und beurteile am richtigsten, ob unsere Predigten so eingerichtet seien, daß sie ihren Zweck erreichten, nützlichen Unterricht zu geben oder auch solchen zu erwecken, also eine vernünftige Erbauung zu bewirken. Das war ganz im Sinn jener frommen Aufklärung, als deren hervorragender Wortführer damals Spalding in hohem Ansehn stand. Obgleich er aber den Wert von Kennerurteilen so überbescheiden einschränkte, äußerte sich der Onkel dann doch sehr günstig über die gewählten Texte, besonders am Neujahrstage. Von einer Adventspredigt über Matth. 11, 3 war er „neugierig", Thema und Teile zu wissen. Dann gratulierte er dem jungen Prädikanten dazu, daß er sein Konzept auf der Kanzel nicht mehr brauche; gedachte auch einer Vorlesung über den Stil, die Schleiermacher für sich selbst aufgezeichnet hatte. Er sagte indes hierzu: „Daß Sie aber noch immer alles fein bis auf die Letz verschieben, ist nicht fein und will besonders der Mama gar nicht behagen." Und „Mama" war streng auf diesem Punkt und in ihren Urteilen immer sehr bestimmt.

Schleiermacher hatte den Rat seines Onkels auch darüber gewünscht, welchen Teil der Theologie er zu seinem vor-

züglichsten Studium machen solle. Stubenrauch meinte, man müsse die eigentliche Bestimmung des Neffen voraussehen können, ob Predigerstelle oder Professorat; und hierüber entscheide doch nur eigene Neigung und Vorliebe. Er selbst äußerte die Ansicht: „Eigentlich Dogmatik ist so eben nicht Ihre Sache;" ein Urteil, das die Zukunft gründlich widerlegt hat und das dem vorschauenden Scharfblick seines Urhebers ein schlechtes Zeugnis gibt. Gewiß ist die ablehnende Stellung Schleiermachers gegenüber dem kirchlichen Dogma und des Onkels eigene Geringschätzung dogmatischer Formulierungen an jenem so fehlsamen Urteil mitbeteiligt gewesen. Stubenrauch schaute ihn doch allzusehr unter seinem eigenen Sehwinkel an. „Meines Erachtens", setzt er hinzu, „würde also Exegese und Kirchengeschichte übrig bleiben, aber gerade diese erfordern sehr viele Hülfsmittel und eine zahlreiche Bibliothek."

Dieser Gedankenaustausch über Predigten hat sich noch lange hingesponnen; der Briefwechsel trägt davon die Spuren. Wollte aber diese Studie ihnen folgen, müßte sie auch auf Inhalt und Form der ersten homiletischen Leistungen Schleiermachers eingehen und die ihr gezogenen Grenzen überschreiten. Nur das sei hier bemerkt, daß die jungen Gräfinnen, die Töchter des Dohnaschen Hauses, Karoline und Friederike, innerlich interessierte Zuhörerinnen Schleiermachers wurden, und daß manche seiner individuellen Lebensanschauungen, wie sie besonders eine auf Neujahrstag 1791 gehaltene Predigt vorgetragen hatte, jenen „als zu neu" auffiel. Jedenfalls gehörten die jungen hochgebildeten Damen zu jener ersten Klasse in der Reihe der Predigtbeurteiler, auf die der Onkel als rechte Kenner hingewiesen hatte, wenn auch wohl nicht zu der „aufgeklärten" im Sinne der Zeitstimmung.

In die Zeitnähe dieses brieflichen Gedankenaustausches fällt nun jener Konflikt mit der Gräfin-Mutter, dessen besonderer

Anlaß uns nicht näher bekannt ist. In welchem Sinn der Onkel sich hierzu geäußert hat, läßt die briefliche Warnung erkennen: „Eins aber bitte ich doch, daß Sie gegen eine allzu große Empfindlichkeit auf der Hut sein mögen und auch in Ihren Ausdrücken sich sehr in acht nehmen, indem Sie zuweilen auf eine feine Art, aber doch sehr beißend sein können." So schrieb er Ende April; doch konnte er schon wenige Monate später sich äußern: „Auch das freut mich sehr, daß Sie jetzt immer mehr und mehr mit Ihrer getroffenen Wahl zufrieden sind, daß Ihre Lage und Ihr Aufenthalt in Schlobitten Ihnen immer werter wird. Und wahrlich, man möchte Ihnen fast Ihre Lage und Ihren Aufenthalt in Schlobitten beneiden; wenn man Ihre Briefe liest, ist's, als ob man in eine andere Welt versetzt würde, was es da für vortreffliche edle Seelen gibt, was für herrliche Unterhaltung, welche erhabene Denkungsart; wenn man das alles mit unseren armseligen Gesellschaften vergleicht, so erscheinen jene als Wesen aus höheren Regionen. Wahrlich Sie sind da im Vorschmack der Freuden des Himmels."

Das Interesse des Onkels erstreckte sich natürlich auch auf die philosophische Arbeit, die Schleiermacher schon in Drossen begonnen hatte und die er nach seiner Ansicht hätte früher vollenden sollen. Und nun war ihm ein anderer, ein Herr Jenisch zuvorgekommen. Der Onkel nannte das nun zwar eine Folge der Saumseligkeit, die er am Neffen immer wieder zu tadeln fand, aber er ermutigte zugleich: Er habe nicht wohl getan, es zu verschwören, je wieder Übersetzungen für den Druck zu arbeiten; eine spätere Veröffentlichung jener Übersetzung mit den Anmerkungen, die zu seinem Plan gehörten, möchte doch noch mit allen literarischen Ehren möglich werden. — Wieder aber waren es die Predigten, die Stubenrauchs Interesse am stärksten erregten. Jetzt haben Sie mich wirklich lüstern nach einigen Ihrer neusten Predigten gemacht,

insbesondere nach Ihrer Abendmahlspredigt und nach der Weihnachtspredigt über den Simeon schrieb Stubenrauch am 30. Dez. 1791 und fügte hinzu: Das glaube ich aber immer, daß Sie sich in Ihrer jetzigen Stellung mehr zu einem Kabinettsprediger bilden. Diese Schätzung, die mit der Anerkennung des hohen Bildungswertes und -charakters der Predigtweise des Neffen auch die Andeutung einer Schranke einschloß, traf den Punkt, dessen Schleiermacher sich selbst bald bewußt wurde und den er schmerzlich empfand, ohne jene Schranke überwinden zu können.

Im Sommer 1792 schickte er dem Onkel vier Predigten mit der Klage über diesen Mangel. Aber dieser ließ sich nicht so ausführlich darüber aus, wie er wohl wünschte. Er beschränkte sich vielmehr auf die Frage, ob die jetzige Manier des Neffen zu predigen, seine wesentlich in reflektierender Betrachtung sich ergehende, Beobachtung und Urteil miteinander verknüpfende, strenges Denken in Anspruch nehmende Methode die rechte sei. Auch darüber, ob seine Predigten nicht etwa zu lang seien, wünschte der Neffe Gewißheit. Über diesen Punkt beruhigte ihn der Onkel. Doch daß ein Prediger Angemessenheit der Predigt an den Zuhörerkreis anstreben müsse ließ er ihn in seiner vorsichtigen Weise fühlen: „Er getraue sich nicht, die Frage zu bejahen, ob Schleiermacher in Städten oder in Städtchen ein Auditorium finden werde, welches Aufmerksamkeit und auch wohl Fassungskraft genug besitze, um dem Gange der Ideen der Predigt zu folgen und so wirklichen Nutzen daraus zu ziehen. Er riet ihm daher, seinen Vorsatz wirklich auszuführen, die Neujahrspredigt zu erweitern, die Ideen noch mehr zu entwickeln. „An Kraft dazu fehlt es Ihnen wahrlich nicht, an Lust auch nicht, und so viel Muße ließe sich wohl auch finden. Aber, aber!" Schleiermacher hat in diesem Fall die mit dem „Aber" angedeutete Besorgnis, es möchte an Entschluß-

kraft fehlen, den Gedanken wirklich auszuführen, entkräftet, wenn auch erst nach längerer Zeit. In der Predigtsammlung, die er im Jahre 1801 in Druck gegeben und dem Onkel gewidmet hat, hat dieser seinen Rat in der Neujahrspredigt befolgt sehen können. Sie steht an erster Stelle der Sammlung und behandelt auf Grund des Textes Prediger Salomo 1, 8. 9 das Thema: Die Stimmung, welche nichts Neues unter der Sonne findet, sei ganz im Geiste der Religion. Einer anderen Predigt, über das Gleichnis vom vielerlei Acker, scheint die Gräfin Friederike den Vorzug vor der Weihnachts- und Neujahrspredigt gegeben zu haben. Sie verleugnet nicht die Schleiermachersche Eigenart, ist aber um vieles schlichter als die früheren, und auch Stubenrauch urteilt: Es ist, deucht mir, unleugbar, daß bei Personen, die eine wahre Achtung und Ehrfurcht für die Bibel haben, durch einen solchen Vortrag die Erbauung mehr gefördert und auch bei gemeinen, weniger aufgeklärten Christen viel mehr Nutzen gestiftet wird. Nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten wäre es also wohl am ratsamsten, wenn Sie mit diesen beiden Manieren fortführen abzuwechseln und sich an die erstere, die ein zu strengem Nachdenken gewöhntes Auditorium erfordert, nicht allzu sehr gewöhnten. Nach derselben Richtung hat auch der Vater gesucht seinen Sohn zu bestimmen; und dieser hat ohne sich in der freien Entfaltung seiner besonderen Gabe einengen zu lassen nicht nur in seiner Erstlingsperiode sehr bemerkenswert um das Erschließen des Textes sich bemüht.

Der Briefverkehr des Neffen mit dem Onkel erstreckte sich aber auch auf grundsätzlichere Fragen, als homiletische Technik.

Man erfährt nicht alle Anlässe: leider ist der veröffentlichte Teil dieses Briefschatzes dazu nicht umfangreich genug, aber zwischen den am 20. Juli 1792 geschriebenen Zeilen Stubenrauchs lesend erkennt man, daß die Überwindung der religiösen

Skepsis, von der die uns erhaltenen Predigten zeugen, doch nicht so völlig war, um das Aufkeimen von Zweifeln zu verhüten. Es scheint, daß Wieland, in den sich Schleiermacher mit Vorliebe hineingelesen, mit dem er sich — wie wir sahen — noch in Drossen viel beschäftigt hatte, je und je solche Saat in ihn ausstreute. Der in religiöser Hinsicht ernster gewordene, gründlicher forschende junge Mann mißbilligte wohl die Wielandschen neuen Göttergespräche; aber er hat doch den Onkel damals um Rat gebeten, wie er es anfangen solle, dem „Übermut seiner Phantasie Schranken zu setzen." Und dieser antwortete zwar: „Es freut mich, daß Sie noch immer das alte Zutrauen gegen mich haben und mir so ganz ihre geheimsten Gedanken entdecken;" aber die Ratlosigkeit seines Neffen bekümmerte ihn doch. Beruhigend war ihm dann wieder, daß „der Verstand" des Ratsuchenden jene Wielandsche Skepsis mißbilligte, und er hielt eben deswegen an der Zuversicht fest, daß solche Zweifel gewiß nie das Übergewicht bei seinem Neffen erlangen würden. Charakteristisch für des Onkels allzu behutsame Vorsicht ist es indes, daß er, vielleicht durch eine Äußerung Schleiermachers veranlaßt, hinzufügt: „Sie würden mir sehr unrecht tun, wenn Sie auch nur glauben könnten, daß es möglich wäre, daß ich wegen dieser Geständnisse irgend einigen Unwillen gegen Sie fassen könnte. Sie wissen ja, daß ich mich oft gegen Sie geäußert, daß ich den ehrlichen Zweifler jederzeit respektiert habe, und ich kann Sie noch nicht einmal unter die eigentlichen Zweifler rechnen, da Ihr Verstand noch immer die Zumutungen oder Forderungen Ihrer Phantasie mißbilligt, und Gott sei Dank, ich bin wegen Ihrer ernsten Denkungsart so beruhigt, daß ich, wenn Sie auch selbst in Berlin wären, doch nichts für Sie fürchten würde, ohnerachtet es dort wahrlich an häufigen Gelegenheiten und sehr starken Verleitungen zum völligsten Unglauben gar nicht fehlt.

In gleicher Richtung einer mehr beschwichtigenden als in den Kern jener inneren Beunruhigung eindringenden Zusprache, aber um deswillen doch noch nicht wertlos bewegt sich Stubenrauchs Antwort auf die Bedenken des Neffen gegen die bestehende Verbindung zwischen der Kirche als einer Sozietät mit dem Staat. In ihr glaubte Schleiermacher den Keim der Intoleranz entdeckt zu haben. Da gestand der Onkel zwar, daß auch ihm Benennungen wie „herrschende Kirche, herrschende Religion" zuwider seien, aber er wiederholt im ganzen seine uns bekannten Gedanken über den Unterschied zwischen der älteren Kirche und dem Zeitalter Konstantins: „Wäre man der ursprünglichen Absicht Jesu treu geblieben, würde es auch jetzt einzelne zerstreute Gemeinden geben, und dann könnte jede Gemeinde selbst sich ihre Lehrer bestimmen, wie auch später in der ecclesia pressa und jetzt bei den englischen Dissenters und in der Brüdergemeine, ohne daß der Staat sich darum bekümmerte oder darunter litte." Doch da die gegenwärtige Verfassung einmal da sei, frage es sich, ob dieselbe ohne eine Gefahr geändert und aufgehoben werden könne. „Glauben Sie wohl, daß, wenn der Staat aufhörte, für den Unterhalt der Prediger zu sorgen, auch nur die Hälfte derselben würde bestehen können?" Auch beruhe die religiöse Intoleranz nicht eigentlich auf der Verbindung der Kirche mit dem Staat, sondern bei den einzelnen Gliedern und namentlich den Predigern, wie zur Zeit Konstantins bei den Bischöfen, später in Holland und Westfalen bei den Klassen und Synoden. — Auf die geschichtlichen Gründe für die Entstehung der Verbindung der protestantischen Kirchen mit dem Staat geht er nicht ein. Es scheint, daß er selbst, der Historiker, die geschichtliche Notwendigkeit eines Zusammenschlusses der Einzelgemeinden zu einem größeren religiösen Verbande positiv nicht voll zu würdigen wußte.

Es war natürlich, daß die steigende Interessiertheit Schleiermachers fürs kirchliche Leben wie seine Predigttätigkeit auch des Onkels Teilnahme an der Gestaltung der Zukunft des Neffen steigerte. Kirchliches Amt oder Professur? Das schien die Alternative. Mit Befriedigung las er, daß jener das Neue Testament wieder fleißig studiere. Er gab ihm den von seiner praktischen Einsicht zeugenden Rat, bei der Lektüre der Bibel die eigenen Bemerkungen und was ihm zur Erläuterung einer Stelle wichtig erscheine aufzuzeichnen, ohne sich immer von den alten und neuen Kommentatoren abhängig zu machen. Im Hinblick auf eine gelehrte Laufbahn nahm er dann die Gelegenheit wahr, mit dem Oberkonsistorialrat Sack zu sprechen, dem er befreundet war. Dieser dem Neffen sehr wohlgesinnte, einflußreiche Mann erklärte es für ganz unumgänglich notwendig, daß Schleiermacher ein wissenschaftliches Spezimen drucken lasse, damit man das Oberschulkollegium — er dachte an den Fall einer akademischen Vakanz — auf jenen hinweisen könne. In diesem Sinne redete Stubenrauch im Frühjahr des April 1793 dem Neffen zu und drängte in ihn, eine philosophische Diskussion oder einen exegetischen Versuch noch vor Ende des Sommers erscheinen zu lassen.

Vier Wochen später wurden diese persönlichen Zukunftsfragen ungewollt akut. Es war am 6. Mai, daß eine Meinungsverschiedenheit in Erziehungsfragen zwischen Schleiermacher und dem Grafen zur Lösung des Verhältnisses führte. Man trennte sich indes in Frieden und unter gegenseitiger Anerkennung freundschaftlich von beiden Seiten und mit einer den Umständen angemessenen Mischung von Offenheit und Feinheit. Der Abschied wurde Schleiermacher schwer; er trug aber nach seiner Art den Schmerz, indem er ihn in sich verschloß; und obschon es ihm ängstlich war, eine Zeit lang sein Brot nicht verdienen zu können, machte diese Verlegenheit auf ihn nur einen kalten Eindruck.

Am 17. Juni betrat er, nachdem er noch beinahe vierzehn Tage in Schlobitten geblieben war, dann in Schlodien und in Landsberg sich aufgehalten und dort für den Prediger Schumann, seinen zweiten Onkel, den Gemahl der älteren Schwester seiner verstorbenen Mutter, gepredigt hatte, wieder die Drossener Pfarre und war „bei dem guten Onkel das Kind im Hause, wie ehedem." An Sack hatte er schon von Schlobitten aus den ganzen Vorfall offen geschrieben und ihn ersucht, ihm „wieder zu irgend einer Art von Geschäft behülflich zu sein." „Ich wünsche von Herzen," schrieb er an seinen Vater, „daß es ihm gelingen mag, denn die Amtslosigkeit wird mir gewaltig schwer."

11. Die Landsberger Adjunktur.

Onkel und Tante Stubenrauch haben sich an den nun einsetzenden Bemühungen, ihm in Berlin eine Stellung zu verschaffen, beide lebhaft beteiligt. Für die eine, am Kornmesserschen Waisenhause, trat Mama „mit aller Gewalt" ein — aus wirtschaftlichen Gründen. Der Onkel dachte wohl lieber an des Ober-Konsistorial- und Schulrats Gedicke Seminar für künftige Gymnasiallehrer. Schließlich ließ sich eine Beschäftigung an beiden Anstalten ermöglichen. Onkel und Tante blieben in den paar Monaten dieser nur teilweise befriedigenden und auch sonst nicht immer erfreulichen Arbeit mit ihm in Meinungsaustausch. Aber bald sollten sich neue bessere Aussichten auf eine andere Tätigkeit öffnen. Der Prediger Schumann, jener zweite Onkel Schleiermachers in Landsberg, fing eben damals an wegen seiner Kränklichkeit eines Adjunktus zu bedürfen. Es lag nahe, an den Verwandten zu denken, der vor einigen Monaten für seinen Onkel gepredigt hatte. Am 4. Januar

1794 hatte noch Stubenrauch seinem Neffen Befreiung aus dem lästigen Joche der Stellung bei Gedicke gewünscht, und schon Ende Februar sah er die Angelegenheit der Landsberger Adjunktur so weit geebnet, daß das Kirchendirektorium seinem Schwager Schumann die Wahl eines Adjunkten freiließ. Die Angelegenheit schien sich anfangs in die Länge zu ziehen; dann von der Behörde dringlich behandelt kam sie doch schnell zur Entscheidung. Schleiermacher wurde binnen acht Tagen im Anfang des April examiniert und ordiniert und sollte am zwölften nach Landsberg abgehen. Er bat den Vater, aus diesen Umständen zu verzeihen, daß er ihm erst nach langem Stillschweigen, um deswillen der Onkel ihn auch schon entschuldigt hatte, die Mitteilung mache. Der reformierten Kirchenbehörde aber gab er, von ihr dazu aufgefordert, in einem Lebenslauf über seine Entwicklung einen Bericht, der sowohl von der Strenge seiner Selbstbeurteilung zeugt, wie von seiner Meisterschaft, in scharfem, knappem Umriß Bedeutendes bescheiden über sich selbst auszusagen. Er ist nicht eigentlich eine Biographie, doch die originellste Urkunde über seinen Bildungsgang. Hier hat er auch der Verdienste seines Onkels Stubenrauch gedacht. „Möchte mein Betragen, schließt er, in diesem nun zu übernehmenden Amt das Zutrauen zu mir, welches meine Vorgesetzten durch die Berufung in dasselbe beweisen, ebenso rechtfertigen, als meine Entschließungen dahin gehen, es beständig nach allen Kräften zu ehren. Möge Gott, welcher bisher mein Schicksal so sichtbar dazu geleitet, mir Gelegenheit zu allerlei nützlicher Ausbildung meines Geistes und Übung von mancherlei vorbereitenden Pflichten und Geschäften zu geben, auch zu dieser neuen wichtigen Wendung desselben seinen Segen geben, damit ich durch eine treue und verständige Führung des so vorzüglich wichtigen Amts, welches mir anvertraut ist, beweise, daß ich die Güte, die er an mir bewiesen, nicht ungenutzt gelassen

habe." — So schrieb er am 10. April 1794 und unterschrieb mit seinem vollen Namen: Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher.

Der warme religiöse ethische Unterton in gelassenem Ernst dieses amtlichen Schriftstücks läßt den religiösen Fortschritt durchfühlen, den der nun vom Jüngling zum Manne Gereifte in den letzten Jahren gemacht hatte. Um zu erkennen, wie groß er war, muß man seine während der Schlobittener Zeit gehaltenen Predigten hinzunehmen. Gewiß ist der Eindruck einer früh und rasch sich entwickelnden Eigentümlichkeit der erste und stärkste, den sie auch heute noch hinterlassen. Darauf hin angesehen bleiben die besten unter ihnen, wie die Predigt über das rechte Gebet im Namen Jesu kaum hinter den größten homiletischen Leistungen seiner späteren Jahre zurück. Wir hören in jenen schon einen eminent scharfblickenden Beobachter, einen genial veranlagten Gedankenweber, einen auf das Innerliche im religiösen Erlebnis hinhorchenden und hinweisenden früh gereiften Seelenkenner. Dabei ist freilich jener Standpunkt einer fromm und sittlich ernst gerichteten Aufklärung, wie ihn Onkel Stubenrauch vertrat, nicht überwunden, das biblische Zeugnis oft bis zur völligen Verkennung seines eigentlichen Gehalts umgedeutet und vor allem die Person des Erlösers über das Niveau des einzigen Propheten, sittlich religiösen Vorbildes und Menschheitswohltäters noch nicht zu der Höhe emporgehoben, in der er es später geschaut und in seinen Predigten, wie seinem wissenschaftlichen Hauptwerk, dem „Christlichen Glauben", seiner Dogmatik, dargestellt hat.

Im Stubenrauchschen Hause, wo man auf den Ausgang der Berufung nach Landsberg sehr gespannt gewesen war, gab es eine kleine Enttäuschung, als die Hoffnung, auf diesen Anlaß Schleiermachers Besuch zu empfangen, plötzlich fehlschlug. Der Onkel schrieb: „Mein lieber Neveu, Sie haben Ihre Sache recht schlecht gemacht, sagt Mama. An dem Montag, da Sie

versprochen hatten zu kommen, hatte sie sich so hübsch geputzt, den Herrn Pastor zu empfangen, und da wir Sie nun an drittehalb Stunden erwartet hatten, siehe, da bringt uns David einen kahlen Brief, und da war die ganze Freude verdorben; auch die andere Hoffnung, gleich nach dem Fest den Neffen bei sich zu sehen, wurde vereitelt, und nun schilt Mama aber auch recht tüchtig, denn nun sind alle ihre Pläne vereitelt." Man sieht, Tante Judith meinte es gut mit ihrem Neffen; auch wenn sie zürnte, tat sie's mit einem Mitlaut von Humor. Der Onkel äußerte zugleich, er sei neugierig, worauf der Hofprediger Michaelis seine Beschuldigung Schleiermachers wegen naturalistischer Gesinnungen stütze, und wie dessen wohl hierdurch veranlaßte Unterredung mit Sack verlaufen sei. Er vermutete, daß Schleiermacher in einer Passionspredigt Ausdrücke wie Verdienst, Genugtuung gar nicht oder nicht oft genug oder nicht im Sinn des kirchlichen Systems gebraucht habe und rief aus: Was würde der Mann von mir urteilen, wenn er meine diesjährigen Passionspredigten oder am Grünen Donnerstag die Konfirmation gehört hätte! Da hätte ich gewiß auch mehr als einen Ketzernamen erhalten.

Auch der Vater hatte gleich dem Onkel, während der Sohn in Berlin mit pädagogischen Aufgaben beschäftigt war, sich dafür interessiert, daß es zu einem literarischen Spezimen kommen möge. Schien doch hiervon sein weiteres Fortkommen abzuhängen. Er schrieb ihm daher am 3. Juli 1794: „Deine literarischen Tränen, die Du bei Deinem Weggehen von Berlin hättest weinen mögen, wundern mich nicht." Aber doch war er sehr froh über die Versetzung nach Landsberg. Aufs herzlichste bezeugte er ihm seinen Anteil an der neuen Stellung, an seinen Studien, wie an seiner ökonomischen engen Lage: nur zwei Tische und drei Stühle zu haben sei doch armselig genug. Er gab dem Sohn auch erneut einen Einblick in seine eigene

finanzielle Bedrängnis. Bei dem allen ging aus diesen Zeilen des alternden und schon kränkelnden Mannes die Mannigfaltigkeit seiner wissenschaftlichen Interessen hervor. Das war der letzte briefliche Erguß seiner väterlichen fürsorglichen Liebe.

Am 20. September 1794 meldete Stubenrauch dem Neffen des Vaters Tod. „Ich hätte gewünscht, daß ich Sie auf diese Trauerpost mehr hätte vorbereiten können. Weinen Sie mit mir: unsere Tränen sind gerecht. Sie beweinen einen treuen, gütigen Vater: ich einen seit mehr als dreißig Jahren geprüften und bewährt erfundenen Freund." — Schleiermacher war von der Nachricht tief erschüttert; das schrieb er dem Onkel, und zu der von ihm sehr geliebten Schwester Charlotte ergoß er sein von wehmütigen Empfindungen der Trauer und Dankbarkeit bewegtes Herz in einem Brief, der auch ein Bekenntnis seiner Schuld enthielt. In ihm hat er es rückhaltsloser, als je später ausgesprochen: „In meinem Leben gibt es eine Periode, deren Erinnerung sich mir jetzt oft unwillkürlich aufdrängt, wo ich das Herz des vortrefflichen Vaters verkannte, wo ich glaubte, er täte mir zuviel und beurteilte mich falsch. Eine gewisse Kälte gegen ihn, welche daraus entstand, erscheint mir als die dunkelste Stelle meines Lebens. Doch ich habe mein Unrecht im stillen erkannt, und er hat verziehen, ohne daß ich ihn darum gebeten hatte." Gleichzeitig konnte er seiner Schwester auf ihren Brief bezeugen: „Ich habe mich gefreut, daß uns noch soviel übrig ist: Du mir, ich Dir, und uns beiden unser teurer, lieber väterlicher Onkel."

Der Verkehr zwischen Vater und Sohn hatte sich seit der Zeit der Verständigung zu einem anregenden und von seiten des ersteren unaufdringlichen Gedankenaustausch gestaltet, der beiden Förderung und wohltuende Eindrücke brachte. Immer indes behauptete auch in ihm der Vater seinen Anspruch auf autoritative Überlegenheit in Fragen des praktischen Lebens

und der Stellung zur Bibel und zur Kirchenlehre wie der Predigtmethode. In Beurteilung der Predigten seines Sohnes war er weniger zurückhaltend als Schwager Stubenrauch; er ging auch über dessen andeutende Kritik und teilweise Ablehnung eines zu hoch gehaltenen gedankenmäßigen Inhalts hinaus und hatte ihm schon vor einem Jahre anempfohlen, die Predigten eines Engländers zu lesen, die sich damals Weltruf erworben hatten. Hugo Blair, Prediger in Edinburg und Professor der Literaturgeschichte, hatte die essayistische Form, die in der englischen Literatur schon längst zu einer spezifischen Virtuosität ausgebildet worden war, mit Geschick und Geschmack für die Kanzelrede angewendet. Daß hier aber auch ein eudämonistischer Zug vorwalte, zu dem der herbe und strenge Idealismus des jungen Predigers nie ein Verhältnis gewinnen werde, hat Vater Schleiermacher nicht vorausgesehen. Dem Onkel Stubenrauch erschien ebenfalls die glatte Popularität dieser englischen Predigt geeignet, die spröde, gedankenschwere und schwierige Ausdrucksweise des Neffen zur Flüssigkeit und faßlichen Klarheit umzuschmelzen. Hauptsächlich auf eine Stilkur hatte er es abgesehen. Seine Gedankenwelt dachte er wohl kaum wesentlich zu beeinflussen.

Während so der Onkel dem Neffen für den Predigerberuf den Weg durch Ratschläge ebnen half, trat ein Ereignis ein, durch das er, ohne es zu wollen, dessen Konkurrent für eben das Pfarramt wurde, das Schleiermacher anderthalb Jahre verwaltet hatte.

Für die nächste Zukunft des jungen Landsberger Vikars schien eine günstige ihm selbst willkommene Entscheidung bevorzustehen, als der alte Pfarrer Schumann, sein Onkel, dessen Brustwassersucht sich allmählich verschlimmert hatte, am 6. Juni 1795 starb. Die Stelle wurde also vakant, und die Kirchengemeinde wünschte, daß der Adjunktus Schleiermacher in sie

einrücke. Aber das reformierte Kirchendirektorium in Berlin entschied sich für die Berufung Stubenrauchs. Haben sich gegen den jüngeren Mann in der Behörde Bedenken erhoben, oder war es eine durch freundschaftliche Schätzung gesteigerte Rücksicht auf den älteren: jedenfalls sprach für diesen seine bisherige kirchliche Amtsführung wie die Entwickelung der Kirche, an der das Pfarramt erledigt war. Ein Rückblick auf deren Entstehung wird sich daher rechtfertigen: er gewährt über eine örtliche kirchliche Sondergestalt hinaus einen Einblick in ein Stück preußischer Kirchengeschichte, eine gewisse Vorform der Union. Der Einfluß Jablonskischer Kirchenpolitik wird spürbar, und der Sohn eines von ihrem irenischen Geiste berührten Mannes hat dies Erbe antreten sollen, das auch dem später berühmt gewordenen Enkel, Friedrich Schleiermacher, die Signatur verliehen hat, als jene Vorform toleranter Irenik dem weitergreifenden Prinzip des Unionsgedankens Raum gegeben hatte.

Auf dem Gottesacker einer Landsberger Vorstadt hat schon lange vor der Reformation eine kleine Kapelle gestanden. Der fromme Stiftungseifer des fünfzehnten Jahrhunderts betätigte sich auch an ihr durch eine Stiftung für Seelmessen. Dann kam die Reformation; die Seelmessen fielen; das kleine Gotteshaus blieb lange wüst liegen und verfiel. Die Erinnerung aber erlosch nicht, und in der Mitte des Dreißigjährigen Krieges bestimmte der Ratsverwandte und Kirchvorsteher Adam Sorgenfrey in Landsberg in seinem Testament vom 15. Juli 1636 den größeren Teil eines Legats, 400 Taler, zur Erbauung einer Friedhofskapelle vorm Zantocher Tor. Doch die Not der harten Zeiten ließ den Plan nicht zur Ausführung kommen. Erst gegen das Ende des Jahrhunderts, als das kleine Kapital auf das Doppelte gestiegen war, beschloß die Gemeinde, von dem Gelde ein größeres Gotteshaus, eine Katharinen-Kirche außer-

halb des Tores zu erbauen. Indes drängte kein eigentliches Bedürfnis; die Mittel blieben knapp, und man kam mit der Ausführung über einen unfertigen Rohbau nicht hinaus. Da griff König Friedrich I., an den die Reformierten der Gegend sich als ihren Konfessionsverwandten gewendet hatten, hülfreich ein; doch wurde nun mit dem Bauplan die Zweckbestimmung verbunden, eine Simultankirche für Lutherische und Reformierte zu errichten. Kein Zweifel, daß dieser neue Plan aus jenen irenischen Bestrebungen hervorgegangen ist, die mit durch den Einfluß der Leibnizschen Philosophie in dem um die geistreiche Königin Sophie Charlotte gesammelten Kreise Pflege fanden. Ihren rührigen und einflußreichen Vertreter besaßen sie in Ernst Jablonski.

Am 29. Juni 1704, dem sechsten Sonntag nach Trinitatis, wurde die feierliche Einweihung durch den reformierten Bischof Ursinus (von Bär) vollzogen, der in seiner „wohlgefaßten Notifikations- und Inaugurationsrede" erklärte, in dieser Kirche solle das „exercitium simultaneum reformatae et lutheranae religionis" gehalten werden, dann auch „auf Sr. Königlichen Majestät Allergnädigsten Spezialbefehl" der Kirche den Namen templum concordiae, Konkordienkirche, beilegte. Aber dem Werk war ein Mißgeschick nach dem anderen beschieden. Wohl von Anfang an unsolid ausgeführt ging der Bau schnell dem Verfall entgegen. Als man genötigt war, den Turm abzutragen, war es wieder die Gönnerschaft eines preußischen Königs, Friedrich Wilhelms I., dem man das Bauholz für einen neuen verdankte; aber das Gotteshaus blieb ein „Sorgenhaus", wie man denn vorahnend schon in dem Schriftstück, das man 1726 dem Turmknopf anvertraute, den Wunsch aussprach, daß das Gotteshaus ein beständiges Segenshaus und friedliches Eintrachtshaus bleiben möge, und es der Vorsorge der Nachkommen empfahl, weil Gotteshäuser beständig Sorgenhäuser sein. Das wurde es in der Tat.

Im Jahre 1742 schon war die Konkordienkirche wieder so „wandelbar" geworden, daß man nicht nur ihre Benutzung, sondern auch den Gedanken an Abhülfe durch Ausbesserung aufgeben mußte. Daher entschloß man sich 1756, sie niederzureißen und nur den fester gebauten Turm stehen zu lassen. Dieser Neubau wurde aber schon nach 12 Jahren durch einen großen fast die ganze Vorstadt verzehrenden Brand in Asche gelegt. Endlich erstand mit Hülfe von Kollekten und Gaben fürstlicher Personen, besonders durch Beihülfen, die Friedrich der Große sparsam in bemessenen Zeitabständen doch reichlich gewährte, ein solider Backsteinbau. Er ist im Anfang des Jahres 1778 eingeweiht worden und steht mit Ausnahme des Turmes heute noch. Dies Gotteshaus hat den Charakter einer Simultankirche und den alten Namen bewahrt, und auch der innerliche rechtliche Ausbau des durch den Namen angedeuteten Verhältnisses hat sich seit 1704 im Lauf von anderthalb Jahrhunderten vollzogen, wobei man viele Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Der Union sind die beiden Gemeinden, die reformierte wie die lutherische im August 1832 beigetreten, ohne indes ihre konfessionelle Besonderheit aufzugeben.

Für die Berufung in das Amt eines reformierten Predigers an dieser Kirche konnte kaum jemand geeigneter erscheinen als Stubenrauch, da schon seine Amtsführung in Drossen ihm Gelegenheit geboten hatte, mit ähnlichen Verhältnissen vertraut zu werden. Er erzählt selbst, daß er, im Jahre 1788 von Halle nach Drossen ins Pfarramt berufen, die Pflicht übernommen habe, in der reformierten Kirche zu Ordenswarthebruch vierteljährlich das Abendmahl zu halten, welches anfangs in der lutherischen Kirche zu Kriescht gefeiert worden war, bis die in Worfelde erbaute Konkordienkirche fertig gewesen sei. Er beschreibt die Feier: „Bei deren Einweihung harrten beide Gemeinden des heiligen Abendmahls, erst die reformierte, der

mein Kollege und lutherische Prediger zu Limmeritz, Pastor Gepke, das Sakrament austeilte, und dann die lutherische, der ich das Sakrament gab. So waren die beiden Konfessionsparteien hier sehr vertragsam, und ich lebte sowohl mit vorgedacht meinem Sprengelkollegen, als mit den Predigern in Drossen und Sonnenburg die gesamte Dauer in recht brüderlicher Eintracht, und ich sehnte mich nach keiner Veränderung meiner Lage. Als aber nach dem Tode meines guten Schwagers mir von Herrn Hofprediger L. Diren die Stelle hier in Landsberg angetragen ward, so nahm ich, besonders durch meinen sehr geliebten Freund, den nunmehr schon verstorbenen Kirchenrat Lizben dazu aufgefordert, diesen Ruf an und ward hier am 4. September 1796 von dem Herrn Hofprediger und Kirchenrat Diren introduziert. Er hatte zu dieser Einführung 1. Tim. 4, 16 zum Text gewählt, und ich hielt meine Antrittspredigt über 2. Kor. 1, 24.

Es mußte Stubenrauch daran gelegen sein, bei diesem Gang der Dinge keinen Verdacht aufkommen zu lassen, als habe er die Interessen Schleiermachers geschädigt oder nicht geschont, oder doch sich nicht offen ihm gegenüber benommen. Er teilte daher seine in dieser Angelegenheit mit dem Kirchenrat Meierotto in Berlin gewechselten Briefe seinem Neffen mit und entschied sich auch dann erst für die Annahme, die obenein durch eine Gehaltsminderung der Stelle fraglich wurde, als ihm ein anderes Mitglied der Behörde schrieb, Schleiermacher würde die Stelle nicht erhalten. „So denke ich," durfte er seinen Brief vom 18. November schließen, „wird niemand mir schuld geben, daß ich mich nach der Stelle gedrängt hätte, und ich werde es sehr ruhig abwarten, wie die Sache entschieden wird."

Schleiermacher wäre allerdings selbst gern in Landsberg geblieben, wo, wie er gerade in jenen Tagen zu spüren bekam, einige Menschen ihn aufrichtig liebten. Er war aber weit da-

von entfernt, sein Verhältnis zum Onkel auch nur durch den Schatten eines Mißtrauens trüben zu lassen und gedachte, wie er bald nach seinem Geburtstage an den Grafen Alexander von Dohna schrieb, in dem halben Jahr, das er dort noch zu leben habe, manche Stunde seinen literarischen Beschäftigungen abzubrechen, um der Freundschaft und der häuslichen Vertraulichkeit zu leben. Sei aber diese Trennung überstanden — er dachte vor allem wohl an die Familie Benecke — und würde die Fülle der literarischen Schatzkammer sich ihm auftun — in Berlin, — dann solle wieder eine neue Periode seines wissenschaftlichen Lebens angehn. Von den ihm durch Sack vorgeschlagenen Stellen entschied er sich für die Predigerstelle an dem großen Berliner Krankenhause Charité, die zwar sehr gering dotiert war, ihn aber in die Nähe jener Schatzkammern brachte, deren er zur Ausführung seiner literarischen Pläne bedurfte.

---

12. Die letzten Jahre des Verkehrs zwischen dem Onkel und Neffen.

Mit einer Predigt über den Text 2. Kor. 1, 3—4 hielt am 28. Sept. 1796 Schleiermacher seine Antrittspredigt in der Charité. Er sprach von den Gründen, warum ein christlicher Lehrer zu seinem Amt immer Freudigkeit haben könne und führte aus: Dies Amt ist ein besonders ehrenvoller Dienst, da es mit den höchsten Bedürfnissen des Lebens zu tun hat, schwere Pflichten, wie sie der Dienst an Kranken auferlegt, zufriedenen Sinnes erfüllen hilft, die Glaubenszuversicht in denen stärkt, die das Elend des Lebens an dieser Stätte besonders kennen lernen, Gottes Gesetz als unverbrüchlich gegen stumpfe Gleichgültigkeit oder schamlose Frechheit zu vertreten hat und end-

lich das Gemüt durch den Vorhalt der Berufung Gottes erhebt. „Indem ich euch erinnere, daß Christus für euch in die Welt gekommen und gestorben ist, daß er euch Bruder nennt und euch ein Leben verheißen hat, da, wo er ist, soll ich euch zum Gefühl eurer ganzen Würde als Christen erheben." Aus dieser Andeutung der Gedankenreihen ergibt sich, daß Schleiermacher damals noch nicht über den Standpunkt eines aufgeklärten Supranaturalisten, wie Stubenrauch ihn vertrat, hinausgeschritten war, und auch der zweite Teil der Predigt mit dem Gedanken, daß mäßige Erwartungen von dem Nutzen, den die öffentliche religiöse Belehrung stiften kann, nicht leicht werden getäuscht werden, liegt in derselben Linie. Im ganzen tritt der Prediger vor seine Gemeinde als Lehrer der Religion und empfiehlt diese als ein Hülfsmittel der Sittlichkeit. Von einer Sonderung der beiden Gebiete wie in den Reden über die Religion findet sich keine Spur. In diesem Sinn wird er als theologischer Geistesgenosse des Onkels Stubenrauch von der Anstaltskanzel der Charité gewirkt, diesen Standpunkt wird er wohl auch noch längere Zeit inne gehalten haben, bis eine neue Phase seiner Entwicklung merkliche Änderung brachte, auch diese, indes, ohne ihn jener früheren Stufe völlig zu entfremden.

Mit vielfachen literarischen Vorsätzen war er nach Berlin gegangen, und unter jenen war es wieder eine Übersetzung, die seinen emsigen Fleiß in Anspruch nahm. Die Predigten des Engländers Joseph Fawcett hatten ihn in höherem Maße als die Hugo Blairs interessiert. Er nahm sich vor, sie ins Deutsche zu übertragen und diese Arbeit als erste größere Frucht seiner schriftstellerischen Muße zu veröffentlichen. An allen diesen Plänen nahm der Onkel lebhaftes Interesse. Eine leise, nicht böse gemeinte Besorgnis, ob den Plänen auch prompte Ausführung werde beschieden sein, ging nebenher. Als Schleiermacher geschrieben hatte, daß er wirklich ein Bändchen philo-

sophischer Abhandlungen unter Händen habe, stellte der Onkel ihm in Aussicht, er wolle ihn fleißig daran erinnern, daß er Wort halte. Und zu den Predigten Joseph Fawcetts meldete er sich im voraus als Subskribenten an, wenn er Ostern 1798, den Termin des Erscheinens im Buchhandel noch erlebe. So schrieb er am 7. März, und schon in den ersten Monaten des Sommers schien es, als ob diese Bedingung ein ernstes Gesicht zeigen wolle. Denn als Schleiermacher damals Landsberg wieder besuchte und besonders seine freundschaftlichen Beziehungen zu der Familie Benecke wieder erneuerte, empfing er die wehmütigsten Eindrücke von einem geistigen Verfall des teuren Mannes. Von einer sehr schweren Krankheit fand er ihn zwar ziemlich wieder hergestellt, aber sein Gemüt erschien ihm abgestumpft, gleichgültig gegen Dinge, die ihn sonst interessierten, kalt, wo er sonst warm fühlte und statt seiner gleichförmigen mäßigen Heiterkeit oft voll übler Laune und auffahrenden Wesens, worüber auch Frau und Kind und Nichte zu klagen hatten. „Ach," rief er in einem Brief an seine Schwester Charlotte aus, „das ist die wahre Vernichtung des Menschen auf Erden, das ist ärger, wenigstens anzusehn, als der Tod. — Liebe Lotte, vergiß mir diesen Onkel nicht; schreibe ihm manchmal und laß uns versuchen, ob wir ihm hier und da, was mir doch zuweilen gelungen ist, einen Augenblick mit höherem Lebensgenuß anfüllen und ihm durch die Äußerungen unserer treuen Anhänglichkeit Freude machen können."

Alles indes Befürchtungen, die sich glücklicherweise als unbegründet erwiesen. Nicht lange darnach konnte er seiner Schwester mitteilen, daß der Geist des Onkels sich wieder zu erholen scheine. Auch der rege Anteil an den Erlebnissen des Neffen bezeugte es. Auf die Interessen freilich mag jener nicht tiefer eingegangen sein, die dessen neuester, höchst lebhafter Verkehr mit der Berliner geistreichen Gesellschaft erweckte; aber

wenn dieser Verkehr und die gesteigerte literarische Tätigkeit, wie die am Athenäum, ihn eine Zeitlang abhielt, an den Landsberger Onkel so oft wie sonst zu schreiben, blieb das Pietäts- und Vertrauensverhältnis ungetrübt. Auch die Besuche in Landsberg fielen nicht ganz aus. Der Geburtstag des Onkels, der 3. Sept. aber, gab dazu, wie es scheint, regelmäßig Anlaß. Eine längere Pause im brieflichen Austausch beider trat erst infolge einer zeitweiligen Abberufung Schleiermachers nach Potsdam ein, wo er den alternden Hofprediger Bamberger zu vertreten beauftragt wurde. Als er dann endlich doch schrieb, war der gutherzige alte Mann leicht wieder begütigt. Allerdings hatte er schon mit bezug auf des Neffen langes Stillschweigen einer gemeinsamen Freundin mehrmals gesagt: Er ist für mich so gut als gestorben; auch waren die Nachrichten, die er durch jene Dame von der Existenz des Neffen erhielt, wie er diesem nicht verhehlte, gar nicht befriedigend gewesen — er hat aber nicht gesagt, aus welchem Grunde. Nun aber, als er wieder einen Brief erhalten hatte, schrieb er: „Froh bin ich, daß Sie nun doch auch für mich sich lebendig erweisen, und will mir nun gern den verdoppelten Grund Ihres so langen Schlummers gefallen lassen." Dann sprach er die Ansicht aus, daß der Ton in Potsdam dem Neffen nicht wohl behagen werde, vorausgesetzt, daß er noch ebenso sei, wie er ihn zu Friedrichs II. Lebzeiten gefunden habe. Dazu komme der Verlust so manchen vertrauten Umgangs in Berlin, für den in Potsdam so leicht kein Ersatz zu finden sei. So werde der Neffe nicht böse sein, wenn der Wunsch so Vieler, daß er Bambergers Nachfolger werden möchte, nicht in Erfüllung gehen sollte. Eben damals hatte Bamberger in einer Sammlung, die er unter dem Titel „Predigten protestantischer Gottesgelehrter" anonym herausgab, eine Predigt Schleiermachers mit einer anerkennenden Erwähnung seiner Übersetzung der Fawcettschen

Reden veröffentlicht. Der Onkel gedachte dessen und fügte hinzu, Mama habe sich gefreut, wie sie denn schon so oft zum Neffen gesagt, er möchte doch auch bald einmal sich gedruckt sehen lassen. Auch die Schrift Schleiermachers über den Brief der jüdischen Hausväter an den Propst Teller entging nicht seiner Aufmerksamkeit, und es gefiel ihm wohl, daß er dem Friedländer mit vieler Schonung und dabei doch sehr gut das Unstatthafte in jenem Ansuchen gezeigt habe.

Von weit größerem Interesse als diese gelegentlichen Bemerkungen und Urteile wäre für uns ein Wort Stubenrauchs über Schleiermachers erste große zündende literarische Tat, die Reden über die Religion, die damals zwar anonym erschienen, deren Verfasser aber dem vertrauteren Kreise nicht unbekannt bleiben konnte, erst recht nicht dem Onkel. Daß dieser in ihnen nichts sollte gefunden haben, was ihn zur Auseinandersetzung und Abgrenzung anregen konnte, darf man nach allem, was oben über seinen theologischen Standpunkt ausführlich gesagt ist, kaum annehmen. Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß er die Bedenken, welche sein alter Freund, der Oberkonsistorialrat Sack, in seinem bekannten Brief Schleiermacher mit Schärfe vorgehalten hat, wenigstens zum Teil geteilt haben wird, wenn auch sein Latitudinarismus und seine Abneigung gegen allen dogmatischen Streit, dazu verwandtschaftliches Wohlwollen und persönliche Hochachtung ihn abgehalten haben mag, sich mit so starker Unterstreichung des Trennenden und so abweisend zu ihm auszusprechen. Als nicht wahrscheinlich darf man es bezeichnen, daß er, von aller Kritik abgesehn, die große geistige Hervorbringung jener Reden, die ja weit mehr bedeuteten, als einen durch den Rückgang des religiösen Lebens in jenem Zeitabschnitt veranlaßten apologetischen Versuch, die vielmehr einen sehr kühnen Anlauf zur Begründung einer neuen religiös sittlichen Weltanschauung, eines religiösen Idea-

lismus auf psychologischen Voraussetzungen einschlossen, nur schweigend sollte entgegengenommen haben. Aber die uns zugänglichen Zeugnisse des geistigen Austausches zwischen dem Onkel und Neffen lassen uns leider hier im Stich.

Mit völliger Deutlichkeit tritt dagegen das harmonische Verhältnis, in dem Schleiermacher als Prediger sich fortdauernd zu seinem väterlichen Freunde wußte, in der Predigtsammlung ans Licht, die er schon vor Jahren als seine erste Veröffentlichung ins Auge gefaßt hatte. Nicht nur zeitlich, auch inhaltlich war sie ja von der enthusiastischen Frucht der letzten Phase seiner philosophisch theologischen Entwicklung überholt worden; und doch erscheint sie von dieser nicht so abgelöst, daß Schleiermacher sich gescheut hätte, mit jenen Predigten vor die Öffentlichkeit als mit einem positiv religiösen und zugleich homiletischen Bekenntnis zu treten. In einer Hinsicht konnte er, wie im Vorwort der Sammlung geschehen ist, manches Besondere und Neue für die Eigenart dieser seiner Predigtweise im Unterschied von der zeitgenössischen, besonders der aufgeklärten in Anspruch nehmen. Wenn er zu erster Stelle hervorhob, daß er immer so rede, als gäbe es noch Gemeinden der Gläubigen und eine christliche Kirche, als wäre die Religion noch ein Band, welches die Christen auf eine eigentümliche Art vereinigt, legte er offenbar Wert darauf, seiner Predigt ihren Charakter als Kirchendienst, als Stimme der geschichtlichen, noch immer lebendigen religiösen Gemeinschaft der Kirche zu sichern. Und wenn er weiter vorauszusehen glaubte, daß manche sich daran ärgern würden, daß der Unterschied zwischen moralischen und unmoralischen Menschen, zwischen frommen und weltlich Gesinnten so strenge genommen sei, „wie es unter unseren Gottesgelehrten schon lange nicht mehr Mode sein wolle ihn zu behandeln," nahm er gegenüber einem mattherzigen, schwächlichen und untapferen Modeton für sich das Recht und die Pflicht

jener sittlichen Energie in Anspruch, die immer zu seinem Eigensten gehört hat. Darauf also legte er Wert; und wenn er endlich als das Besondere seiner Predigtweise betonte, daß sie der Ausdruck geschichtlicher schon bestehender Gemeinschaft ohne den Werbecharakter sein wolle, dachte er hierbei ablehnend weder an eine im eigentlichen und strengen Sinn des Wortes missionierende, noch an eine pietistisch-methodistische Bekehrungspredigt; denn diese schien ihm die Kinder im Hause Gottes als Fremdlinge zu behandeln. Zu dem allem, was er so programmatisch und als ihm am Herzen liegend seiner Predigtsammlung im Vorwort mit auf den Weg gab, durfte er hoffen die Zustimmung des Onkels zu finden. Um so bedeutsamer können vielleicht einige Bedenklichkeiten gelten, die Stubenrauch seinem Neffen aussprach, als dieser gegen Ende des Jahres 1800 — die Reden waren also schon gedruckt — bei ihm anfragte, ob er diese Predigtsammlung ihm widmen dürfe. Da erklärte der Onkel, diese Anfrage setze ihn in eine recht große Verlegenheit: „Freilich hätte ich es mir müssen gefallen lassen, wenn Sie es ohne vorher anzufragen getan hätten, dann hätte ich es nicht ändern können; aber jetzt ist doch der Fall ganz anders: denn will ich es verbitten, so fragen Sie, aus welchem Grunde, und wer steht mir dafür, daß meine Gründe Ihnen ebenso triftig und gültig erscheinen, als mir? Ehe ich nun aber diese Gründe Ihnen vorlege, möchte ich wohl eine andere Frage an Sie tun mit der Bitte, selbige recht offenherzig zu beantworten. Wenn ich nun sagte: Ei ja, tun Sie das immerhin, es soll mir recht lieb sein, würden Sie nicht sagen oder doch denken, der alte Mann ist doch recht eitel? Hier wenigstens kann ich mir manchen vorstellen, der so denken wird. Und ich muß gestehen, wenn ich so erführe, daß jemand, der bisher so wie ich, ganz im Dunkeln und gleichsam im Verborgenen gelebt, nun mit einem Male an der Spitze einer

Dedikation ans Licht hervorgezogen würde, und zwar mit seinem Vorwissen, ich würde mich kaum enthalten können, etwas Eitles bei ihm zu vermuten." Stubenrauch tut daher „einen Vorschlag zur Güte," in einer Art Anonymität zu dedizieren: etwa dem Prediger S. in L. „So würde ich mir das noch am ehesten gefallen lassen. Ich hatte mir freilich vorgenommen, noch einige Gründe in bezug auf Ihre vorhabende Dedikation beizubringen, aber Sie werden wohl schon aus dem Gesagten ungefähr abnehmen können, wie ich in Ansehung dieses Punktes denke. Also am besten, ich schweige — und Sie tun, was Sie für gut befinden."

Man kann solche Bedenken als Ausdruck wirklicher Bescheidenheit gelten lassen, kommt aber damit über die Frage nach den „andern Gründen" nicht vorüber. Ich nehme als wahrscheinlich an, daß diese aus einem Eindruck herstammten, den die Schleiermacherschen Reden auf Stubenrauch werden gemacht haben. Nun gerade jetzt aus Anlaß einer so freundlich angetragenen Widmung sich hierüber auszusprechen mag seiner behutsamen Art und der Scheu, sein Verhältnis zum Neffen zu trüben zuwider gewesen sein. So wäre denn seine anfängliche Ablehnung der angetragenen Widmung zwar kein bloßer Vorwand, aber immerhin ein Ausweg aus der Beklemmung gewesen. Natürlich konnte dieser schwache Rest eines Abwehrversuchs die Widmung selbst nicht hindern, und Schleiermacher gab ihr mit folgenden Worten herzlicher Pietät noch einen besonderen Wert. „Sie empfangen hier, mein innigst verehrter väterlicher Freund, ein kleines Geschenk; lassen Sie mich nicht vergeblich hoffen, daß es eine gütige Aufnahme bei Ihnen finden wird. Mein Recht, es Ihnen eigentümlich darzubringen werden Sie mir wohl nicht bestreiten; ich würde mich auf Ihre Anleitung, unter welcher ich zuerst den öffentlichen Lehrstuhl der Religion bestieg, ich würde mich auf Ihre Verdienste um

mich als Lehrer, ich würde mich statt alles dessen, auf die väterlichen Gesinnungen berufen, die Sie von meiner Kindheit an gegen mich gehegt haben, und die mich zu allem berechtigt, was liebevolle Ehrerbietung einem Sohne eingeben kann."

Das war ganz im Geiste jenes Zeugnisses, durch das Schleiermacher acht Jahre vorher in seinem selbstverfaßten Lebenslauf den Onkel geehrt hat, des Dankbarkeitsergusses, der diese Studie einleitet. Vertrauen und pietätvolle Anhänglichkeit waren unverändert geblieben. Auch hat der Empfänger dieser geistlichen Gabe in der Tat zu irgend einer ernstlichen Beklommenheit keinen Grund erhalten. Ein Becher voll stürmenden homiletischen Mostes wurde ihm nicht kredenzt. Vielmehr waltete im ganzen wenigstens in jenen Predigten derselbe Geist, die gleiche theologische Richtung wie in den früheren; es waren die alten Anschauungen über das Wesen der Gemeinschaft mit Gott und die Bedeutung und den Wert des öffentlichen Gottesdienstes, die er hier mit der eigentümlichen ihm längst bekannten, doch gegen früher gesteigerten Kunst dialektisierender Beredsamkeit vorgetragen fand. Auch die Richtung auf das Ethische, das Übergewicht moralischer, ja moralisierender Reflexionen über Heilsverkündigung und Frömmigkeitsäußerung war dieselbe geblieben wie bisher. Betont war nur stark und programmatisch auch darauf hin, daß es manchen wunderlich vorkommen möchte, der Grundcharakter der Predigt als einer die kirchliche Gemeinschaft, das Einheitsband der Religion bestätigend bezeugenden Rede. Für dies und anderes, was die Vorrede als eigentümlich unterstrich, konnte er der Billigung des Onkels sicher sein. Daß diesem im einzelnen an dem Geschenk manches mißfallen werde, — er mochte an dessen frühere Urteile über die zu stark gespannten Ansprüche an das Verständnis der Hörer denken — bekannte er zu wissen; doch ebenso, wie er den Geist der Sammlung im ganzen beurteilen

werde. So wird er wohl Recht behalten haben mit der Erwartung, daß er die Zustimmung und Anerkennung des verehrten Mannes finden werde. Wir dürfen es dennoch bedauern, daß eine Äußerung hierüber von seiten Stubenrauchs uns nicht erhalten ist. Gewiß ist ihm aber der erneute Beweis der dankbaren Anhänglichkeit seines Neffen, dessen Genie er längst erkannt hatte und dessen religiös-sittlichen Ernst er mit Recht hoch schätzte, eine der letzten Freuden seines Alters gewesen — trotz dem bescheidenen Bewußtsein, nur ein im Verborgenen lebender schlichter Pfarrer zu sein.

Und als einen solchen haben wir ihn in seinem Wirken von jetzt an zu denken. Zwanzig Jahre lang war er Lehrer an einer höheren Schule und zugleich Professor an einer angesehenen Universität gewesen, als er sich entschloß, ein Pfarramt anzunehmen. Im Alter ist aber die Lust am Unterrichten noch einmal wieder durchgebrochen. Es mögen wohl örtliche Bildungsbedürfnisse gewesen sein, denen der immer hülfsbereite sich zur Verfügung stellte, indem er es übernahm, eine Anzahl junger Mädchen privatim zu unterrichten. So fand ihn der Neffe bei seinem Besuch schon 1798 in Landsberg und schrieb an seine Freundin, die Frau Herz in Berlin: „Heut ist meines alten Onkels Geburtstag. Einundsechszig Jahre hat er nun die Welt gesehen, und sie kommt ihm gewiß recht alt vor. So munter ich ihn auch gegen sonst gefunden habe, von der ewigen Jugend hat er nichts bekommen; aber Gleichmut und Ruhe und hülfreiches Wesen — davon hat er großes Maß — sind doch ein schönes Substitut derselben. Er bringt es damit so weit, daß er noch junge Mädchen unterrichtet und gar sehr von ihnen nicht nur geachtet sondern auch geliebt ist. Ihm bekommt es herrlich, und er macht's im schönsten Sinne wahr, daß die Nähe der jugendlichen Weiblichkeit das Alter wärmt und neu belebt. Wenn mir der Doktor nicht geweissagt hätte,

daß ich nur beinahe fünfzig Jahr alt werden würde, so möcht' ich wohl die Frage aufwerfen, ob auch mich zwischen fünfzig und siebenzig die Mädchen noch lieben werden. Was meinen Sie?"

So konnte scherzend der jüngere Mann reden, der sich ewiger Jugend bewußt und bereit war sie sich bis ins Alter zu geloben und darum gern dies Thema streifte, als er an dem greisen Oheim die Belebungskraft hülfreichen Wohlwollens bewunderte.

---

12. Ende und Ausblick.

Inzwischen alterte das Jahrhundert. Der politische Horizont umwölkte sich drohend. Man konnte schon damals hören, wie ein ungeheures Geschick nah und näher kam. Als man am Neujahrstage 1801 im Lande das hundertjährige Jubel- und Krönungsfest feierte, sang man das Tedeum auch in der Landsberger Konkordienkirche, wo Stubenrauch am Nachmittag über das Wort des Propheten Jeremia predigte: Die Güte des Herrn ist, daß wir nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und deine Treue ist groß. Sein Amtsbruder Knibbes hatte den Jubellaut des 100. Psalms seiner Predigt zu grunde gelegt. Von der Erinnerung an die schweren Kriegserlebnisse der letzten Jahre bewegt hat der ältere Pfarrer vielleicht stärker den Eindruck drohender Gefahren empfangen, als er mit dem Opfer des Dankes auch des Trostamtes waltete, indem er seine Gemeinde und das eigene Herz auf den Grund der unendlichen Barmherzigkeit und großen Treue Gottes hinwies. Man sollte bald durch die erschütterndsten Ereignisse darauf geführt werden, wie sehr man dieses Trostes bedürfe, als im Oktober 1806 die militärische Macht Preußens bei Jena zusammenbrach und

die Heere des Eroberers sich nord- und ostwärts durch die Provinzen ergossen. Vergeblich ließ die Schlacht bei Preußisch-Eylau den ersten Hoffnungsstrahl aufblitzen; die Familie des Königs mußte bis an die äußerste Grenze des Königreichs flüchten. Es schien alles verloren. Dies alles hat in seinem Landsberg der fast siebenzig Jahre alte Pfarrer noch erlebt; wahrlich, er erhielt Gelegenheit genug, in düsterster Zeit sich und den Seinen den Trost immer noch tiefer zuzueignen, den er im Glanz eines festlichen Tages unter dem Lobgesang des Tedeum der Gemeinde dargeboten hatte. Bestimmteres über seine Erlebnisse in diesen bangen Jahren ist indes nicht auf uns gekommen. Mitten unter den Schrecknissen jener Tage ist er — am 8. Mai 1807 — gestorben und auf dem Friedhof der Konkordienkirche bestattet worden.

Während der Oheim müde zur Ruhe ging, vollzog sich der Aufstieg des Neffen zu einer höheren Tätigkeit, die dem Ganzen des nationalen Lebens galt und doch die Grenzen seines persönlichen Berufs kaum je überschritt. Damals, als er gegen die Jahrhundertwende im Schatten von Sanssouci mit seinen Reden für das Recht der Religion aus einer neu erworbenen Anschauung des Universums eintrat, werbend und abwehrend, prophetisch und zugleich romantisch; als er mit Pathos und Rhetorik auch nicht ohne Anspruch auf schriftstellerischen Erfolg in die Öffentlichkeit trat, umgab ihn trotz aller Weite seiner Umschau eine begrenzte literarische Umwelt, und sie stand zu ihm, dem Ethiker, scharfsichtigen Beobachter, und oft recht schneidenden Beurteiler zum Teil in einem seltsamen Gegensatz. Seiner Entwicklung ist es da zu gute gekommen, daß er — welche Beweggründe immer für die dazu mitwirkenden Persönlichkeiten bestanden haben mögen — sich dazu entschloß, nach Stolpe in die pommersche Stille zu gehen und sich auf schlichte Pfarrertätigkeit zu beschränken, an der Stätte, an der

zwei Menschenalter vorher sein Großvater gewirkt hatte. Am Pfingsttage 1802 trat er dort sein Amt an. Den Enkel hat diese größere Enge pfarramtlicher Bindung, mochte er sonst manches in den neuen Verhältnissen drückend empfinden, nicht gehindert, seinen reichen und vielseitigen Geist zu betätigen und aus der Beobachtung kirchlicher Verhältnisse weitschauende Gedanken zu entwickeln. Als man dann im Jahre 1804 seinen hohen Gaben, wenn auch nicht ohne zögernde Unsicherheit gerecht wurde und ihn als außerordentlichen Professor und Universitätsprediger nach Halle berief, weitete sich mit der 1806 in Flutwellen hereinstürzenden Not des Vaterlandes sein Wirkungskreis, wuchs ihm mit der neuen Aufgabe, mit dem lebendig erfaßten Anteil an der Bildung der akademischen Jugend seine Kraft. Besonders aber stieg seine Bedeutung für das Ganze des nationalen Lebens durch seine Predigten. Und er selbst entwuchs mit dieser Hingabe an den Dienst des schwer bedrängten Vaterlandes den Einseitigkeiten einer wesentlich literarischen Periode, die ihn mit den Rittern vom Geist verbündete und in platonischen Frauenfreundschaften Ergänzung seines Wesens suchen ließ. Er wuchs in die Sturmschicht des Lebens hinein, trat den großen führenden Männern nahe, ward der Vertraute ihrer Gedanken, der Genosse ihrer Pläne, immer wagemutig zu tapferen Großtaten, für nationale Ehre und Würde alles einzusetzen, ein Freund des Rechts und der Pflicht zum Kriege, ein Feind alles faulen Friedens — mit wie bitteren Sarkasmen hat er sich über den von Tilsit ausgelassen! So ward er durch die Befreiungskrise mitbefreit.

Man mag die Bedeutung seiner Reden über die Religion im Sinn der von ihnen einst Ergriffenen hoch oder kritischer einschätzen. Man kann ihren Wert mehr nach den geschichtlichen Anregungen, die von ihnen auf seine eigene Theologie und die der Folgezeit ausgingen, als nach einer

„ewigen Bewegung" fürs persönliche Leben einschränken; man darf den Einschlag der Romantik als ein allzu vergängliches Teil ihres Geistes hervorheben; aber die hohe Bedeutung ihres Verfassers auf unser Volksganzes, die gebildeten Kreise zumal, auf die christliche Durchsittigung der Lebensführung, die Gestaltung der evangelischen Kirche, die Vertiefung der Theologie wird auch dem unbefangenen weit- und klar blickenden Beurteiler einleuchten, der sich nicht zum engeren Kreise seiner Geistesgenossen zählt. Aufs höchste aber steht die Schätzung seiner patriotischen Persönlichkeit fest. Als Parteibildner oder -genosse hat er auch hier nicht gewirkt, wenn er auch entschieden für eine freiheitliche Gestaltung des politischen und des kirchlichen Lebens mit seinen Überzeugungen einstand, und wie sehr ein enger, zuweilen tyrannischer Büreaukratismus ihm zuwider war, der in den Jahren nach den Befreiungskriegen so manche Hoffnung enttäuschte. Er selbst blieb in treuer, persönlicher Huldigung dem Könige ergeben, auch wenn er freimütig und zähe zuweilen — in der Agendenangelegenheit — dessen kirchlichen Unternehmungen energisch widerstand. Er verharrte aber auch in der Zurückhaltung gegenüber den politischen Idealen, die während der letzten Jahrzehnte seines Lebens im deutschen Bürgertum unter französischem Einfluß sich fortschreitend ausbreiteten. Der Eintragung fremdländischer Anschauungen in unsere heimischen Verhältnisse war er nicht geneigt. Als der Berliner Korrespondent einer Pariser Zeitung bald nach der Julirevolution ihn, einen „großen Mann" genannt, auch sonst mit Anerkennung von ihm gesprochen und ihn „der Linken" zugezählt hatte, wies er solche Gedanken mit stolzer Kälte ab. Er wollte zu keiner linken Seite gehören. „Wir haben seit dem Tilsiter Frieden reißende Fortschritte gemacht, und das ohne Revolution, ohne Kammern, ja selbst ohne Preßfreiheit; aber immer das Volk mit dem König und der König mit dem

Volk. Müßte man nun nicht seiner gesunden Sinne beraubt sein, um zu wähnen, wir würden von nun an besser vorwärts kommen mit einer Revolution? - Darum bin ich auch meines Teiles sehr sicher, immer auf der Seite des Königs zu sein, wenn ich auf der Seite der einsichtsvollen Männer des Volkes bin."

Drei Jahre vor seinem Ende in gärungsvollen Tagen geschrieben haben diese Worte starkes Gewicht, wenn man sie auch nicht zur Höhe eines politischen Testaments steigern darf. Aber sie bestätigen immerhin abschließend den Eindruck seiner Gesamtpersönlichkeit: Selbständig und besonnen, tapfer und treu! Es war verdiente Ehrung, wenn der Künstler, dem wir das Denkmal des Königs Friedrich Wilhelms III. in Köln am deutschen Rheinstrom verdanken, sein Bild in eine der Gruppen bestverdienter Männer mit einstellte, die den Sockel umgeben. Und so bleibe sein Bild uns gegenwärtig für das Halten auf nationale Selbständigkeit, Würde und Ehre in den Bedrängnissen dieser schweren Zeit!

Nachweise.

Quellen.

A. Der Briefwechsel zwischen Stubenrauch und Schleiermacher, soweit er von W. Dilthey in der Sammlung „Aus Schleiermachers Leben. In Briefen" Bd. I und II Berlin 1858. Bd. III 1861. Bd. IV 1863 (Verl. G. Reimer) veröffentlicht ist (Bd. I und II in 2. Ausg. 1860—1863). Ich habe meist die 1. Aufl. benutzt. Diese Sammlung enthält aber nicht den gesamten Briefschatz, den W. Dilthey für seine Biographie Leben Schleiermachers I. Bd. Berlin 1870 (Verl. G. Reimer) hat benutzen können, während mir dies während der Kriegsjahre leider nicht möglich gewesen ist. – Jene Sammlung ist mit der Abkürzung Br. zitiert.

B. Aufzeichnungen Stubenrauchs über seinen Lebenslauf bewahrt das Archiv der reformierten Gemeinde in Landsberg a. d. Warthe. Eine Abschrift verdanke ich Herrn Pfarrer Damerow daselbst. Vgl. den Text S. 13 f. und 94 f. 106.

C. Theologische Arbeiten Stubenrauchs: De omnimoda fidei unitate in his terris vix ac ne vix quidem speranda. Halae ad Salam. Litteris Curtianis. 1767. (Im Besitz der Univ.-Bibl. Breslau), vgl. S. 18 ff.

De animi indole ac fide Abrahami. Halae 1767 (Univ.-Bibl. Breslau) vgl. S. 33 ff.

De vera indole ac causis calamitatum, quibus Saec. I et II post Chr. n. afflicti sunt Christiani. Halae 1768 (Exemplar der Univ.-Bibl. Breslau) vgl. 39 ff.

Friderici Spanhemii Introductio ad chronologiam et historiam sacram in usum lectionum academicarum recensuit brevesque adnotationes adjecit S. E. T. Stubenrauch hist. S. et antiq. Prof. Halae. Impensis Johannis Godofredi Trampii. 1770. (Königl. Bibliothek Berlin), vgl. S. 38.

Urkundliches.

Für Mitteilungen aus Kirchenbüchern und Pfarrarchiven bin ich den Herren Oberhofprediger D. Dryander in Berlin (Dom), Oberpfarrer Koball in Drossen, Pfarrer Nobiling in Stolp, Pfarrer Damerow in Landsberg a. d. Warthe, Domprediger Professor D. Lang in Halle zu Dank verpflichtet. Desgleichen habe ich für die Einsicht in einen Stammbaumentwurf Herrn Korvettenkapitän a. D. Stubenrauch in Geuz in Anhalt zu danken, den Herr Dr. Hering in Cöthen ins Interesse gezogen hat.

Die Liste der Immatrikulationen an der Universität Halle-Wittenberg ist für Ernst Stubenrauchs und seines Bruders Rudolf Studienanfang eingesehen worden.

Zur Literatur.

Biographische Darstellungen: D. Schenkel, Friedrich Schleiermacher. Ein Lebens- und Charakterbild. — Zur Erinnerung an den 21. Nov. 1768. (Elberfeld, Verl. Friderichs). 1868. — W. Dilthey, Leben Schleiermachers, Berlin, G. Reimer 1870; das bekannte verdienstvolle, leider unvollendete Werk. - Rudolf Haym, Die Romantische Schule. 2. Aufl. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1906. — E. R. Meyer, Schleiermachers und C. G. von Brinkmanns Gang durch die Brüdergemeine. Leipzig, F. Jansa. 1905. — Daniel Heinrich Hering, Beiträge zur Gesch. der Ev. Reformierten Kirche in den preußisch-brandenburgischen Ländern. 2 Teile 1784. 85. Breslau. Ferner desselben Neue Beiträge zur Gesch. usw. 2 Teile 1786. 87. Berlin; als biographische Materialiensammlung noch immer sehr wertvoll.

Die Hinweise auf diese Werke beschränken sich auf den Namen der Verfasser; bei Hering mit dem Zusatz Beitr. oder N. Beitr.

Im Folgenden geben die Zahlen von stärkerem Typ die Seiten des Textes, die schwächeren die Absätze an, diese gezählt nach ihren Endpunkten.

Verweisungen und Anmerkungen.

1. Einleitung.

8, 1. Aus Schlms. Lebenslauf (Selbstbiographie) Br. 1, 3—16. S. 11 f.

2. Die Vorfahren.

10, 2. 3. **11**, 1. Hering, N. Beitr. 1, 31 ff. S. 39 ff. 121 ff. über Timotheus Christian Stubenrauch S. 125 f. Das Familiengeschichtliche aus den Kirchenbüchern von Stolpe. — **11**, 2. Ins Amtsregister der früheren reformierten Gemeinde hat Schlm. sich als elften in der Reihe der dortigen Hofprediger mit eigener Hand eingetragen. Kirchenbuch von Stolpe. (Mitget. durch Pfarrer Nobiling). — **12**, 1. Über Ernst Jablonski Ad. Harnack, Gesch. der Königl. preuß. Akademie der Wissenschaften, Berlin 1900. Bd. 1. S. 112 f. und 205. P. Kleinert in der Theol. Realencykl. (RE³) Bd. 8. S. 500 ff.

3. Lehr- und Wanderjahre.

13, 1. Oben in Quellen B. — **13**, 2. Stubenrauch ist in Halle am 13. Okt. 1756 immatrikuliert worden. Album der Univ. — Über die genannten Frankfurter Professoren berichtet Hering, und zwar über Paul Ernst Jablonski Beitr. 1, 63. 2, 271; über Eberh. Heinr. Daniel Stosch, Beitr. 1, 67 f. Über La Croze vgl. Ad. Harnack, Gesch. der Kgl. pr. Akademie der Wissenschaften Bd. 1, 110. Hier auch über Paul Jablonski,

dessen Kleinert ebenfalls mit Anerkennung seiner Gelehrtentätigkeit gedenkt. — Die Hallische Theol. Fakultät in jener Zeit behandelt W. Schrader, Gesch. der Friedrichs-Universität zu Halle. 1. Teil. Berlin 1894. Johann Rudolf Friedrich Stubenrauch hat ebenfalls in Halle studiert; er ist hier am 15. Mai 1748 immatrikuliert worden. Album der Univ. — **14,** 1. Der von Srbr. nicht mit Namen bezeichnete Hofprediger in Königsberg, der vor ihm Rektor des ref. Gymnasiums gewesen war, hieß Wilhelm Crichton. Vgl. über ihn Hering in den Beitr. 1, 84 f., wo auch ein Verz. seiner Schriften. N. Beitr 1, 198 f. 297. – Über Johann Simonis und seine Gelehrtentätigkeit N. Beitr. 1, 191 ff. — Domprediger Hirsekorn starb 1772, Dompr. Wahrendorf 1774. Beitr. 2, 314. N. Beitr. 1, 171. — **14.** Eine Geschichte des Joachimsthalschen Gymnasiums verfaßte auf Anlaß des Jubiläums 1781 Friederich Gedicke; hiernach der Überblick bei Hering, Beitr. 2, 127—204. — Siegmund Jakob Baumgarten behandelt Bosse in RE³. Bd. 2, 465.

15. Über Johann David Michaelis Kittel in RE³. Bd. 13, 54 ff. — **15.** Das plötzliche Ende des Joh. Fr. Rudolf Stubenrauch erwähnt Hering in den Beitr. 2, 255 und gedenkt seiner literarischen Tätigkeit in den „Vermischten Abhandlungen und Urteilen", die in einigen Teilen zu Berlin herausgekommen seien. — Ad. Harnack führt unter den Mitgliedern der Akademie während der Regierung Friedrichs des Großen auch einen Stubenrauch auf (2. Buch S. 468), ohne nähere Bezeichnung. Wahrscheinlich war es der oben genannte.

4. Religiös-theol. Stellung und Schulamt.

16 f. Ältere Literatur zur Geschichte dieser Gründung: Daniel Heinrich Hering, N. Beitr. 1. Teil. S. 178—204, durch die Nachrichten über die Ephoren, Rektoren und Lehrer des „Königlichen Gymnasium illustre" noch immer von Wert; (die Fundationsurkunde schon in Dreyhaupt, Chronik abgedruckt). — Eckstein, Das reformierte Gymnasium, Programm der lateinischen Hauptschule zu Halle, 1850. — Neuere Darstellungen: Albertz, Der Dom und die Domgemeinde, 1888. S. 317 und neuerdings zusammenfassend und berichtigend D. A. Lang, Studienanstalten in der Domgemeinde. Rede bei der Einweihung des neuen reformierten Studentenkonvikts in Halle a. S. (Sonderabdr. aus der Ref. K.-Ztg. 1912. Nr. 28 und 29); vorher derselbe kurz in der Schrift: Die Domkirche und die Domgemeinde zu Halle a. S. Halle 1812. S. 38.

Eine im Besitz des Herrn Verlagsbuchhändlers Ulrich Schwetschke befindliche kolorierte Zeichnung, die mir durch seine Freundlichkeit zugänglich war, zeigt den Bau, der in zwei Stockwerken schlicht ausgeführt, im rechten Winkel zur Nordseite des Doms gestellt, von dem davorliegenden Platz durch eine übermannshohe Mauer getrennt war. Hier hat Stubenrauch von 1767 bis 1788 gewohnt und während seiner Studienzeit Schleiermacher zwei Jahre sein kleines Stübchen gehabt.

18, 1. Beziehungen zwischen der reformierten Gemeinde zu Theologen aus der Familie Stubenrauch bestanden schon früher. Johann Ludewig

Stubenrauch, aus Plötzkau im Anhaltischen gebürtig, hat am Dom bis an seinen Tod (7. Januar 1728) als Prediger, zuletzt auch als Konsistorialrat gewirkt. Hering, N. Beitr. 1, 141. 147. Ob aber dieser Umstand für die Berufung des Kandidaten Samuel Ernst Tim. Stbr. nach 40 Jahren noch Bedeutung gehabt hat, ist nicht wohl anzunehmen. — **18,** 2. Nach Hering, N. Beitr. 1, 193. am 29. Dez. 1766. Eine schriftliche Randbemerkung im Exemplar der Univers.-Bibliothek von alter Hand (wohl aus jener Zeit) setzt den 5. Januar 1767. Der Wortlaut dieser Rede ist mir bisher nicht zugänglich gewesen. Ihr Thema lautete: De juventute in scholis, studiis dicata, ad academiam recte praeparanda. Auch Samuel Mursinna, der mit Heinius und Johann Simonis zu den berühmten Lehrern des reformierten Gymnasiums gehört und das Amt eines Ephorus lange geführt hat, hielt seine oratio inauguralis am 25. Okt. 1759 über das Thema de Theologo veritatis studioso. (Abgedr. als Anhang seiner Homiletica, Halae 1766.) So regte sich das akademisch pädagogische Interesse in jener Epoche in Fortsetzung des pietistischen. Vgl. A. H. Francke Idea studiosi theologiae, doch mit sehr bemerkbarer Abwandelung durch humanistische Denkweise. – Die Dissertation De omnimoda etc. ging mit dem Zusatz aus: Adjuncta exercitii oratorii in gymnasio reformatorum illustri D. XXV Maii hora secunda instituendi promulgatione disserit Samuel Ernestus Timotheus Stubenrauch. Halae ad Salam. Literis Curtianis 1767. — **27,** 1. Der philosophische Vertreter der Toleranz und einer auf dieser Grundlage im politischen Interesse protestantischer Geistesfreiheit und Führerschaft liegenden Union, Leibniz, hat es schon gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts ausgesprochen, er halte eine vollkommene Einheit der Glaubensvorstellungen nicht für notwendig. Adolf Harnack, Geschichte der Königl. preußischen Akademie der Wissenschaften Bd. 1. S. 46. Die Stubenrauchsche These erweitert das „nicht notwendig" in ein „nicht möglich" und gibt ihm eine schärfere polemische Spitze.

33, 1. Der Titel oben unter den Quellen C. Die Dissertation war bestimmt, das exercitium oratorium einzuleiten, welches am 7. Oktober 1767 im Gymnasium illustre stattfand. — **34,** 2. Plane non dubito, quin revelationes divinas a quavis alia animi perceptione optime discernere potuerit, quamvis nobis exacte non cognita sit via et ratio, qua a somniis naturalibus aut a consuetis Phantasiae operationibus istas visiones atque somnia, quibus de rebus futuris vel extraordinariis a Numine admonebantur, isti homines distinxerunt. pag. VII.

36, 1, Die betreffende Stelle ist für Stubenrauchs theologische Auffassung des Verhältnisses des Alten Testaments zum Neuen von einer Bedeutung, die ihre wörtliche Mitteilung rechtfertigt: Hisce verbis nihil aliud mihi significari videtur, nisi Deum hancce fidem pro singulari ejus pietatis specimine accepisse hancque ob causam maximis praemiis eum cumulasse (pag. XIII). Stbr. zitiert hierfür die Worte des Clericus: „Fides Abrahami usque adeo laudatur, non quod firmis

rationibus fidem habere per se sit res tanta laude digna; multo minus sine ratione credere, quod stultitiae adfine est; sed quia animo probe affecto is sit necesse est, qui ejusmodi rationes videt atque assentitur.“ — Hae vero rationes, fügt Stbr. hinzu, erant firma de perfectionibus divinis, de summa ejus potentia atque veritate persuasio.

38, 2. Den Titel des Spanheimschen Buchs s. oben C. Quellen.

5. Kirchengeschichtlicher Standpunkt.

39, 1. Die 26 Seiten füllende Schrift, deren Thema oben unter den Quellen angegeben ist, lädt auf ihrem Titel die Gelehrten, die der Akademie und Stadt zur Zierde gereichen, die Pfleger und Freunde der Wissenschaften, besonders die Mitglieder des reformierten Presbyteriums und die Studierenden ein ad orationem, quam in ipsis novi muneris auspiciis die XVII. Octobris hora X. ante meridiem in illustris Gymnasii Reformati auditorio maximo habiturus est favente animo audiendam. Die Notiz Literis Curtianis bezeichnet die Druckerei von Johann Jakob Curtius.

40, 2. Stbr. bezieht sich für diese Beurteilung auf des Jak. Infantius Ausgabe der ausgewählten Werke Cyprians. — Über den gelehrten Streit vgl. den Art. über Dodwell von Herzog (RE^3 Bd. 4, 714—716) und über Ruinart von Laubmann RE^3 Bd. 17, 202.

6. Aus dem Familienkreise.

45, 3. Die Eintragungen im Taufbuch nach dem Bericht der evang.-reform. Hofkirchengemeinde zu Breslau über das Jahr 1912, S. 27 ff., von dem Herr Generalsuperintendent D. Nottebohm die Güte hatte ein Exemplar mir mitzuteilen. — **46**, 1. Nach einem Auszug aus dem Kirchenbuch der Evangelisch-Reformierten deutschen Gemeinde zu Halle, das im J. 1752 angefangen ist, mir freundlich zugefertigt von meinem Herrn Kollegen Prof. D. Lang, Domprediger hier. Ebenso die folgende Mitteilung aus dem Verzeichnis der Getauften. — **47**, Br. 1, 16 ff. Der undatierte Brief muß nach der Andeutung über das Alter des kleinen David im Frühjahr 1776 geschrieben sein. — **48**, 1. Laut der Ankündigung jenes festlichen Redeakts, dem Stubenrauch die Dissertation De omnimoda fidei unitate zum Geleit gegeben hat (oben S. 18). Das angegebene Thema war einem Schüler aus Halle, Friedrich Heintze, zur Behandlung zugewiesen worden.

49, 2. Br. 1, 19. Ohne Datum. — **50**, 2. Br. 1, 20. — **52**, 2. Br. 1, 24 (1. A.) ohne Datum aus Anhalt, — **52**, 3. Br. 1, 37 (1. A.) vom 19. Nov. 85. — **55**, 1. Br. 1, 38 (1. A.) vom 19. Nov. 85. — **55**, 2. Br. 1, 38 v. 10. Dez. 85.

7. Die Barbyer Krisis des Neffen.

Von Dilthey behandelt im Leben Schlm. 3. Kap. S. 22—27 „Religiöse Befreiung.“ — Aufs eingehendste von E. R. Meyer, Schleiermachers und C. G. von Brinkmanns Gang durch die Brüdergemeine. Leipzig 1905.

Die Studie Meyers ist durch Mitteilungen aus den Archiven der Brüdergemeine, wie aus Diarien, Tagebüchern und brieflichem Verkehr von hohem Werte. Sie verbreitet helleres Licht über die Bedeutung der Brüdergemeine für Friedrich Schleiermachers religiöse Entwicklung, wie über die seines Vaters. Vor allem tritt uns zum erstenmal der Barbyer Unterrichtsbetrieb in seiner Verflechtung mit Herrnhutischen Gemeindeinteressen bis in die Einzelheiten deutlich vors Auge. Der Übergang Schleiermachers vom Pädagogium in Niesky (Meyer S. 132 ff.) auf das Seminar der Brüdergemeine in Barby erfolgte im Herbst 1785. Nach der Sitte der Gemeinde schrieb er damals einen Lebenslauf in lateinischer Sprache (Meyer S. 147), der ein interessantes ergänzendes Seitenstück zu dem im 1. Bande der Briefsammlung enthaltenen bildet. Am 22. September kam er mit zehn jungen Brüdern in Barby an (Meyer S. 151). Das Leben im Konvikt, die wissenschaftliche Anstalt und ihre Lehrkräfte sind im Abschnitt VII (Barby) S. 159 bis 178 geschildert; Schleiermacher ist als Seminarist in der Zeit vom 22. September 1785 bis April 1787 dargestellt (S. 199 ff.) Von besonderem Interesse der Aufsatz „Die Wasserfahrt" S. 213, ein Zeugnis des Einflusses der neueren deutschen Literatur auf die Stimmung und Bildung des Jünglings, in dem schon damals alles Herrnhutische völlig abgestreift war; eine vorzeitige Frühblüte romantischen Empfindens. Das Stadium der inneren Kämpfe schildert Meyer in dem 2. Abschnitt: Schlm. ringt sich zur Freiheit durch (S. 221—244). Mit Rücksicht hierauf sind weitere Verweisungen für unsere kurze Darstellung der Barbyer Krisis hier unterblieben.

8. Häusliches aus der Hallischen Studienzeit Schleiermachers.

66, 2. Im Album der Hallischen Univ. vom Jahre 1787 findet sich mit Schleiermachers deutlicher Handschrift die Eintragung: April 19 Nr. 172. Friedr. Dan. Ernst Schleyermacher. Siles. Theol. Vater: Joh. Gottl. Schleyermacher. (Patria specialis) Ebersfeld. Pastor. — Wie Schlm. zu der seltsamen Veränderung des Namens Elberfeld in Ebersfeld gekommen ist, weiß ich nicht anzugeben. Ob ihm beim Schreiben der Schlesische Ort Ebersdorf, eine Herrnhutische Kolonie, vorgeschwebt und ihn verwirrt hat?

68, 1. 2. Über Schlm.s Studienzeit handelt Dilthey im 4. Kapitel seiner Biographie S. 28 ff. allseitig, mit besonderer Berücksichtigung des Standes der Wissenschaft an der Universität, des Umschwungs der philosophischen Bestrebungen, sowie der Beziehungen Schlms. zu seinem Vater und seinem Freunde von Brinckmann. Meine Studie beschränkt sich möglichst auf sein Verhältnis zum Onkel. — Die Schilderung seines Wesens von seiten eines Ungenannten und seine Äußerung hierüber im Brief an Eleonore Grunow vom 19. Aug. 1802. Br. 1, 334 (1. A.). Hier auch das Geständnis: Wenn mein Onkel nicht gewesen wäre, ich glaube, ich wäre buchstäblich niemals auf den Einfall gekommen, zum Examen zu reisen, damit ich auch die Anwartschaft bekäme auf ein Amt.

9. Im Pfarrhause zu Drossen.

Dilthey's anziehende Schilderung (Leben Schlm.s Kap. 5. S. 36—43) bietet eine herzliche Würdigung Stubenrauchs, wenn auch ohne scharfe Herausstellung von dessen theologisch kirchlichem Standpunkt. R. Haym analysiert und bespricht kritisch die von Dilthey im Anhang als „Denkmale der inneren Entwicklung Schlm.s" mitgeteilten Abhandlungen desselben über den Begriff des höchsten Gutes (S. 6—19) und über die Freiheit des Menschen (Schlm. an Brinckmann Br. 4, 18 f. 22. Juli 89). (Die Romantische Schule S. 396 ff.) Wir sehen hier, wie Schlm. aufs schärfste gegen allen Eudämonismus, auch gegen Kants Auskunft abschneidet. Seine moralische Teleologie weiß nur von einem inneren Glück: dem erreichten Maß der Vollkommenheit. Als er später auf dieser Grundlage seine Gedanken bis zur Indifferenz von Glück und Unglück in den Lebensschicksalen weiterspann, erhob seinerseits der Onkel bescheiden, aber bestimmt Einsprache. Vgl. im folgenden die Anm. zu S. 79 und 83.

In einem Brief an Brinckmann vom 28. Sept. 1789 dringt Schlm. auf eine andere Gedankenlinie, die dem Daseinsrecht eines dogmatischen Systems galt, über den Standpunkt des Onkels hinaus. Ich halte es für ein Mißverständnis, wenn Dilthey (Br. 4, 28. Leben Schlm.s S. 40) und auch Haym (Die Romantische Schule S. 403) jene Stelle über den Wert oder Unwert philosophischer Theologie im Sinn der Ablehnung auffassen, während Schenkel in seinem Charakterbild S. 40 f. richtiger gesehen hat, daß Schlm. einem mit philosophischen Mitteln um die Verständigung sich bemühenden systematischen Denken den Zugang zum biblischen Inhalt des Christentums, wenn auch nur als „notwendiges Übel" (nach Schenkels Ausdruck), zugestanden hat. Die Sarkasmen, mit denen Schlm. seinen Gedanken weiter ausführt, haben wohl Dilthey Anlaß gegeben, von einer geradezu verbitterten Stimmung gegen die Systeme der Dogmatik zu reden, während er doch zugleich richtig urteilt, daß sich hier in Schlm. eine kritische Ansicht regt, welche ihn „über die Grenzen der theologischen Aufklärung hinausführen mußte" (S. 40). Ja, sie führte ihn auch über die Anschauungen hinaus, zu denen sich der Onkel bekannt hatte; denn wie Vieles der Neffe aus diesen in seine eigenen Ansichten aufgenommen hatte (vgl. oben S. 23 ff.) und mit wie beißender Kritik er den geschichtlichen Verlauf der systematischen Behandlung des Schriftinhalts hinstellt, wie spöttisch er auch der Zukunft dieses Lehrgebäudes vorausjagt, daß die „philosophischen Christen nicht aufhören werden, daran zu zimmern und zu hämmern und alle die schönen Fassaden, welche sie allen vier Weltgegenden darstellt, zu bewundern", führt der Zusammenhang doch nicht weiter in der Linie des Gegensatzes gegen die Dogmatik, als bis zur Ablehnung des bisherigen Betriebs, nicht zur Ablehnung des Prinzips. Das erhebt über allen Zweifel der Schluß des Briefes S. 30, in dem Schlm. ein kurzsichtiges anmaßliches Räsonnieren im Geist eines prätendierten, unauflöslichen Widerspruchs zwischen Vernunft und Schrift mit

scherzendem Spott abtut. Dieser Brief Schleiermachers enthält demnach, soweit ich sehe, die älteste Spur eines wichtigen Erkenntnisfortschritts, der ihn, wenn auch halb widerwillig, der systematischen Behandlung des Glaubensinhalts zugeführt hat. In ihm ist auch die paradoxe Einreihung der Dogmatik in die kirchliche Statistik schon vorbereitet.

Einzelnes: **70,** 2. Br. 4, 6 f. v. 27. Mai 89. — **71,** 1. Br. 4, 7. — **72.** Br. 4, 12. — **73.** Br. 4, 16. — **74,** 2. Br. 4, 31. — **75,** 2. Br. 4, 35. — **75,** 3 u. **76,** 1. Br. 1, 86 ff. v. 6. Mai 90 u. v. 7. Mai. — **76,** 2. Br. 3, 26 ff. v. 19. Mai 90. - **76,** 3. Br. 3, 27 v. 14. u. 16. Juni 90. — **77,** 1. Br. 3, 28 v. 3. Aug. 90.

10. Die Schlobittener Zeit.

Vgl. Dilthey, Leben Schlm.s, 6. Kap. Hofmeisterjahre in Schlobitten S. 44 61. Die Hinweise Diltheys auf ungedruckte Briefe Schlm.s (S. 44, Anm.) u. Stubenrauchs (S. 50 u. ö.), die er benutzt hat, verstärken mein Bedauern, daß ich gleiche Gunst nicht genießen konnte. — R. Haym beweist in dem schönen Abschnitt über diese Periode (Die Romant. Schule S. 404 ff.) seine ganze Feinfühligkeit für die zartesten, entsagungsvollen Stimmungen in der Seele des jungen Mannes und zugleich seine bekannte Meisterschaft verständnisvoller Analysen, der Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Stufen philosophischen Strebens, religiösen Wachsens, und literarischen Schaffens. Für den Anteil der Predigten Schlm.s an dem großen Fortschritt, den dieser zu einer positiveren Würdigung biblischer Gedanken unter dem Einfluß reicher geistiger Wechselbeziehungen im Dohnaschen Hause gemacht hat, wäre immer noch eine Spezialstudie zu wünschen. — Als Originalzeugnis der Eindrücke, die Schlm. dort empfangen hat, steht unter den gedruckten Briefen der an seinen Freund Catel vom 17. Dezember 1790 an erster Stelle. Über die Comtesse Friederike schreibt er von Bewunderung hingenommen, sie vereinige alles, was er sich jemals von Reiz und Grazie des Geistes und Körpers gedacht habe. „Jede Beschreibung wäre gewagt. Für alle geselligen Empfindungen geschaffen und gestimmt, mit einer ruhigeren Einbildungskraft, einem tiefer blickenden Verstand — er denkt vergleichend an ihre ältere Schwester Caroline, deren fein fühlendes Herz mit einem „ganz kleinen Hang zur Schwärmerei" ihm ebenfalls sehr interessant erschienen war — und dabei so voll attachement und ohne Prätension: wie glücklich wird sie einst einen Mann machen, der dieses Schatzes würdig ist." — Ein Hervorheben dieser beiden Frauengestalten aus jenem im Glanz der Vornehmheit, wie im Licht der Geistes- und Herzensbildung bedeutsamen Kreise wird sich an dieser Stelle rechtfertigen, weil sie ohne Zweifel als Zuhörerinnen der Erstlingspredigten Schleiermachers nicht nur von ihm angeregt worden sind, sondern auch durch ihr Urteil auf ihn zurückgewirkt haben. Br. 3, 29. 33. — S. Dilthey Leben Schlm.s S. 46—52.

78, 1. Br. 3, 36 v. 3. Febr. 91. Schlm.s Predigten aus seinen Kandidatenjahren stehen im 3. Bd. des Lit. Nachl. S. W. 2. Abt. 7. Bd. Erste

Sammlung (1789—1794). S. 3 ff. aus Schlm.s handschriftl. Nachlasse herausg. von Ad. Sydow, Berl. 1836. Dieser handschriftl. Nachlaß scheint nach der Auskunft, die mir die maßgebende Stelle erteilt hat, nicht mehr vorhanden zu sein. - Sydows Versuche, die Abfassungszeit der Predigten zu bestimmen, sind mehrfach — bes. von Dilthey — berichtigt worden. —

79, 1. Br. 3, 36 f. v. 3. Febr. 91. — **79,** 2. Ebenda. Was der Gräfin Caroline in der Neujahrspredigt als zu neu auffiel (Br. 3, 38 v. 30. Mai 91), war offenbar die hier vertretene Ansicht, daß unsere Unterscheidung von Glück und Unglück, Gunst und Ungunst der Verhältnisse nur auf einer verkehrten Anschauung vom Sinn und Zweck des Lebens beruhe. Diese Predigt über den Text Ps. 90, 10 steht a. a. O. unter der Überschrift: Die wahre Schätzung des Lebens. Sie gehört zu der frühesten der Schlobittener Zeit. Fällt der Brief Stubenrauchs vom 30. Mai ins Jahr 1791 — wie man nach seiner Stellung in der Sammlung annehmen muß (Br. 3, 38), so ist auch jene Predigt noch ein Jahr früher anzusetzen, als Dilthey, Sydows Annahme (1793) berichtigend (Denkmale S. 46 f.) und Haym (Romantische Schule S. 405) gemeint haben. Auf die eindringende Untersuchung Hayms über den Zusammenhang zwischen den Gedanken der Predigt und jenes Fragments, das Dilthey in den „Denkmalen", dem Anhang zu seinem Leben Schlm.s S. 46–63 mitgeteilt hat, sei noch besonders hingewiesen. Dilthey hat der Neujahrspredigt in seinem Leben Schlm.s S. 53 als einer „Summe vieler einsamer Erwägungen über das Problem des Glücks" kurz gedacht. Wenn er ihren Ertrag dahin zusammenfaßt, daß man das Glück „in der Tiefe des eigenen Inneren allein suchen dürfe", so ist das Charakteristische freilich nicht scharf genug getroffen.

79, 2. Br. 3, 38 v. 30. Mai 91. — 80, 1. Br. 3, 38. Die Warnung des Oheims v. 29. April 91, **80,** 2. Die Äußerungen über den Konkurrenten stimmen nicht überein. Stubenrauch nennt Jenisch (Br. 3, 42 v. 19. Okt. 91), während Dilthey auf Delbrücks Versuch in Eberhards philos. Magazin hinweist. Br. 3, 38 Anm. — Mit Jenisch hat übrigens Schlm. später auf einen von jenem gegebenen Anlaß die Klinge scharf gekreuzt. Br. 4, 615 ff. — **81,** 1. Die Pred. über Simeon Schlm. S. W. 7. Bd. Pred. 3. Bd. S. 117—134, ist acht Tage vor der Neujahrspredigt, Weihnachten 1790, gehalten. Sie steht Stubenrauchs Geistesart nahe durch Eintragung humanitärer Züge in das Bild alttestamentlicher Gestalten. Vgl. die Auffassung Abrahams oben S. 36. **81,** 2. Br. 1, 104 ff. (1. A. S. 111). An den Vater v. 10. Febr. 93. Der Brief enthält interessante Mitteilungen Schlm.s über seine Predigtverbreitung und ein Verzeichnis der Themata von sieben seiner Predigten, doch nicht der neuesten. Er äußert sich auch über die Predigtweise Blairs und gedenkt der vier älteren Predigten, die er dem Onkel geschickt hatte. Dessen Brief v. 26. Juni 92 (Br. 3, 47) bezieht sich auf zwei Pred. d. Schlm.s; die eine die Neujahrspred., die andere über Luk. 8, 4. Schlm. lit. Nachl. Pred. Bd. 3. S. 153—169. Sie ist also nicht 1793 (a. a. O. S. 153), sondern 1792 am Sonntag Sexagesimä

gehalten worden. — **82**, 2. 3 u. **83**. Br. 3, 48. v. 20. Juli 92. Vgl. Dilthey Lb. Schlm.s S. 53 f. Sehr schätzbar sind die weiteren brieflichen Äußerungen Stubenrauchs bei Dilthey Lb. Schlm.s S. 54 Anm. Einen genaueren Einblick in die skeptischen Anwandelungen Schlm.s gewinnt man auch nicht aus der philosophischen Betrachtung über den Wert und die Bestimmung des Lebens (mitgeteilt von Dilthey im Anhang zum Leben Schlm.s „Denkmale der inneren Entwicklung Schlm.s" S. 46—63). Ohne Zweifel ist dieser Aufsatz von Schlm. an seinem Geburtstage und wahrscheinlich im Jahre 1792 verfaßt und damit vielleicht ein Vorschlag Stubenrauchs vom 20. Juni 1792 (Br. 3, 47) befolgt worden, die Gedanken seiner Neujahrspredigt nach seinem eigenen Vorsatz noch mehr zu entwickeln. Allerdings findet sich hier das wichtige Geständnis: „Ohne Beschämung kann ich an die kritischen Momente meines bisherigen Lebens zurückdenken und mir gestehen: ich habe mehr als einmal geändert. Hab ich doch dabei gedacht! Allein gibt es nirgends einen Punkt, wo nun endlich mein Resultat fest und unveränderlich bleiben muß? Da steht die schreckliche Gefahr eines unheilvollen, praktischen Skeptizismus vor mir, und ich bliebe fern von der allein beruhigenden Überzeugung, Wahrheit zu haben. . . . Und überdies gibt es einen Zeitpunkt des Lebens, wo ich mit mehr Wahrscheinlichkeit als je hoffen darf, Wahrheit hierüber gefunden zu haben, an dessen Beschlüsse ich mich mit dem heiligsten Ernst halten muß, und dieser Zeitpunkt ist jetzt (S. 51). — Das Bewußtsein, festen Grund für seine Anschauung von Leben und Welt gefunden zu haben, hat also Schlm. in Schlobitten gewonnen. Man darf daher für gewiß annehmen, daß die skeptischen Anwandelungen seiner Phantasie, die er dem Onkel im Sommer 1792 gestanden hat, doch zu diesem Grund nicht herabreichten und daß sein seelsorgerlicher Berater ihn richtig beurteilt hat. — Dieser hat übrigens dem Neffen seine Meinung nicht vorenthalten: „Es dünkt mich doch, als ob das Bild, das Sie von dem geschichtlichen Mannesleben entwerfen, zu sehr mit dunklen Farben überladen sei, zu viel Schatten habe; es ist alles nur ein trauriges Muß." Er fühlte sich in diesem Punkte dem jüngeren Manne an Jugendlichkeit überlegen: ihn leite der Gedanke einer Glückseligkeit neben dem „nackten Gefühl der Pflicht". Dilthey, Leben Schlm.s S. 55 f. Anm. — Und wir werden auch heute dem schlichten Drossener Pfarrer das Lob eines weisen Beraters zugestehen, wenn er einige Monate nach jenem Geburtstag dem Neffen schreibt: Ich muß Ihnen gestehen, daß ich, ob ich gleich schon mehr als ein halbes Jahrhundert zurück habe, doch nach Ihren Begriffen noch ein Jüngling bin, indem ich Sittlichkeit und Glückseligkeit nicht so streng voneinander zu sondern weiß als Sie. Doch tröstet es mich in etwas, fügt er dann in gutmütiger Ironie hinzu, daß auch Sie selbst gestehen, daß Sie diesem hohen Ideal noch nicht ganz nahe sind — ich beruhige mich dabei, daß ich mich bemühe, meinen Pflichten treu zu sein, weil dies der Wille Gottes ist; aber ich weiß denn auch oder glaube, daß Gott nach seiner Weisheit

und Güte nichts von uns fordert, als was wahrhaft gut und auch uns gut ist." Br. 3, 54 v. 4. April 93. —

85, 1. Br. 3, 52 v. 17. Februar 93. Br. 1, 120 v. 7. Mai 93. — **85,** 2. Br. 1, 120 ff. v. 7. 10. u. 14. Mai 93. An den Vater. **86,** 1. Br. 1, 125 v. 19. Juni. — Br. 3, 55 v. 17. Juli 93. An Catel. —

Auch aus späteren brieflichen Äußerungen fällt noch manches Licht auf das schöne Verhältnis, das sich zwischen der gräflichen Familie und dem „Hofmeister" hergestellt hatte. Er war ihr ein vertrauter Freund in pietätvoller Ergebenheit, aber fest bewahrter Selbständigkeit des Urteils geblieben. Vgl. Schlm.s Brief an seine Schwester Charlotte vom 20. Nov. 99. Br. 1, 243 (1. A.).

11. Die Landsberger Adjunktur.

86, 2. Schlm.s Lebenslauf Br. 1, 15. Br. 3, 56 ff. Stbr. an Schlm. v. 5. Okt. 22. Okt. 11. Dez. 93. 4. Jan. 23. Jan. 94. — **87,** 1. Br. 3, 59 v. 25. Febr. Der Lebenslauf Schlm.s in Br. 1, 1 -16. **88,** 2. Außer der bezeichneten Predigt (III im 7. Bd. der S. W. Schlm.s, 3. Bd. des lit. Nachl.) kommen noch bes. in Betracht II über das Thema: Was für Pflichten uns obliegen gegen ängstliche Christen (Text 1. Kor. 8, 9—12), die von seinem besonnenen Urteil über pietistische Frömmigkeit zeugt, VII eine Osterpredigt, die auf Grund der Stelle 1. Kor. 15, 26 von dem Siege, den Christus durch seine Auferstehung über den Tod davongetragen hat, mit starker Hervorhebung der Tatsache der Auferstehung handelt; XI die oben schon erwähnte Neujahrspredigt über Ps. 90, 10 und XII die Predigt am Sonntag Sexagesimä über Luk. 8, 4—15, die wegen ihrer Richtung auf Schrifterklärung den Beifall des Onkels fand. — **89,** 1. Br. 3, 60 ohne Datum; ersichtlich kurz vor Ostern 1794 geschrieben. — **90,** 1. Br. 1, 136 (1. A.). — **90,** 2. Br. 3, 63 u. 1, 139 ff. (1. A.) v. 13. Okt. 94. — **91,** 1. Br. 1, 109 (1. A.) v. 3. Dez. 92 u. Br. 1, 114 v. 10. Febr. 93. Br. 1, 116 v. 18. Apr. 93. **91,** 3. Stubenrauch, der in seinen Aufzeichnungen (Landsberger Pfarrarchiv) den Tag des Todes angibt, fügt hinzu, daß Schumann auf dem gemeinsamen Kirchhofe bei der Konkordienkirche begraben und solche Begräbnisstätte durch ein Geländer kenntlich gemacht worden sei. — **92,** 2 ff. Dem Abschnitt liegt ein Aufsatz des Herrn Pf. A. Rackwitz zu grunde: „Die Konkordienkirche zu Landsberg a. W., dessen Mitteilung ich Herrn Pf. Damerow daselbst verdanke. — 94 f. Nach den Aufzeichnungen Stubenrauchs im Landsberger Pfarrarchiv. – **95,** 2. Br. 3, 64 ff. (Briefe Stbr.s v. 11. Juni, 16. Sept., 18. Nov. 95 und ein Brief Sacks v. 18. Nov. S. 66 das.). — **96,** 1. Br. 1, 140.

12. Die letzten Jahre des Verkehrs zwischen dem Onkel und Neffen.

96, 2. Die Predigt im 7. Bd. der S. W. Schlm.s (Lit. Nachl. 3. Bd. S. 367 ff.). — **97,** 2. Die Veröffentlichung erschien unter dem Titel: Josef Fawcett's Predigten, aus dem Englischen übersetzt v. F. Schleiermacher mit

einer Vorrede von F. S. G. Sack. 2. Teil. Berlin 1798, bei Aug. Mylius. — Der alte Gönner Schlm.s, der dessen großes Talent und geschmackvolle Übersetzerkunst aus der Mitarbeit an seiner eigenen Übersetzung der Predigten Hugo Blairs schätzen gelernt hatte, gab in jener ausführlichen Vorrede mit warmer Würdigung dieser neuen Leistung sein Urteil über den Wert wie über die Mängel der Fawcettschen Predigtweise ab. Er tadelte ihre schwelgerische Rhetorik und hob mit Recht — und zwar vom Standpunkt des deutschen Moderantismus — das Fehlen der Schlichtheit und Herzlichkeit hervor. Die tiefer liegenden Mängel, die eudämonistische Glückseligkeitsbetonung, den weichlichen Mitleidszug und die dahinter steckenden Anstreifungen an Pantheistisches scheint er nicht bemerkt oder beachtet zu haben. In der deutschen Theologie hat m. W. nur Richard Rothe die Geistesüberlegenheit Fawcetts über Blair hervorgehoben (Gesch. der Pred., herausg. v. A. Trümpelmann). Ich halte es für beachtenswert, daß Schlm. das Studium Spinozas begonnen hatte, als er sich mit Fawcetts religiösen Deklamationen — denn das sind diese „Predigten" eigentlich — beschäftigte. Ihn zog außer der glanzvollen, eine sehr bedeutende Bildungshöhe vertretenden Darstellung wahrscheinlich gerade das an, wodurch jene religiösen Essays über die Linie einer Gemeindepredigt hinausgingen. Jene Reden sind auch nicht vor einer Kirchgemeinde, sondern vor Kreisen Gebildeter gehalten worden, die sich durch das große Talent jenes religiösen Bildungsredners angezogen fühlten. Es wäre von Interesse, zu wissen, wie der Onkel Stubenrauch diese exotische Blüte der Beredsamkeit beurteilt haben mag. Wahrscheinlich im Geiste Sacks. Sein Interesse bekundete er durch seine Subskription. Br. 3, 68.

98, 1. Br. 1, 148 ff. Der Brief Schlm.s an seine Schwester Charlotte v. 18. Aug. 97 spricht in dem Abschnitt „die Reise" S. 152 ff. von den Landsberger Verhältnissen. — **99,** 1. Br. 3, 96 v. 3. Sept. 98, dem Geburtstag des Onkels. - Br. 3, 115 f. Stubenrauch an Schlm. v. 27. Apr. 99. — **100,** 2. Der Brief Sacks Br. 3, 275 ff. und Schlm.s Antwort ebenda S. 280 ff. — **101,** 2. Unter dem Titel „Predigten von F. Schleiermacher" erschien die erste Sammlung (ohne diese Bezeichnung) in der Originalausgabe, die ich benutze, in Berlin im Verlage der Realschulbuchhandlung. 1801. In Schlm.s S. Werken steht sie im 1. Band der Abt. „Predigten" und befaßt zwölf Predigten. Der Widmung (8 Seiten) ist die Adresse vorangestellt: An Herrn Prediger Stubenrauch zu Landsberg an der Warthe. — Der Brief des Onkels Br. 3, 97 v. 6. Dez. 1800. — **105,** 2. Br. 3, 96 f. v. 3. Sept. 98. Schlm. hat sich in der Altersberechnung geirrt: Der Onkel hatte erst das sechzigste Jahr vollendet. **106,** 2. Zum Thema der ewigen Jugend sei noch auf die Schlußworte des Briefs v. 9. Sept. 98 verwiesen. Br. 1, 196 (1. A.) und besonders auf die Monologen.

13. Ende und Ausblick.

106, 1. Der Text Klagel. Jerem. Kap. 3, 22—24. — **107,** 1. Das Datum, mitgeteilt von Herrn Pf. Damerow in Landsberg a. d. W. —

107, 2. Zur Berufung nach Stolpe: Laut Mitteilung des Herrn Pf. Nobiling hat Schleiermacher mit eigener Hand in einem Verzeichnis der dortigen Geistlichen Folgendes vermerkt: „Der 11. Hofprediger war Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (ein Tochtersohn des Sechsten), geboren zu Breslau 1768 den 21. Nov., wurde ordiniert 1794 als Hilfsprediger zu Landsberg an der Warthe, hierauf 1796 als Prediger am Charité- und Invalidenhause nach Berlin gerufen, trat sein Amt bei hiesiger Gemeinde an im Jahre 1802 am ersten Pfingsttage des 6. Junius, ward 1804 als Professor Theol. extraord. und Universitätsprediger nach Halle berufen." **108,** 1. Das Thema: Schleiermacher als Patriot ist reich bedacht, doch nicht erschöpft. Schenkel im dritten Abschnitt: Mannesreife, bes. S. 280 ff. W. Diltheys Aufsatz in den Preuß. Jahrbüchern von 1862, S. 234 ff. W. Beyschlag, Schleiermacher als politischer Charakter, Rede beim Antritt des Rektorats 1866. Johannes Bauer bot in der Monographie „Schleiermacher als patriotischer Prediger" (Studien zur Geschichte des „neueren Protestantismus von Hoffmann u. Zscharnack", 4) eine eingehende Darstellung und S. 5 f. einen Überblick über die früheren Versuche. Meine Studie „Der akademische Gottesdienst und der Kampf um die Schulkirche in Halle a. S. (1909. M. Niemeyer) geht auf diese Seite der Predigtwirksamkeit Schlm.s ebenfalls ein. In seiner Rektoratsrede vom 15. Oktober 1912 hat Fr. Arnold Schleiermachers Anteil an der preußischen Volkserhebung von 1813 in gedrängter Überschau warm vergegenwärtigt (Sonderabdr. der Schles. Zeitung). Heinrich von Treitschkes feurige Würdigung wird in den Herzen aller Deutschen die heilige Glut der Liebe zum Vaterlande auch in Zukunft erhalten helfen. **110,** 1. Brief Schlm.s v. 8. März 1831 an die Redaktion des Messager des chambres in Paris. Br. 2, 416 (1. A.).

Inhalt.

		Seite
1.	Einleitung	7
2.	Die Vorfahren	9
3.	Lehr- und Wanderjahre	12
4.	Religiös-theologische Stellung und Schulamt	16
5.	Kirchengeschichtlicher Standpunkt	38
6.	Aus dem Familienkreise	45
7.	Die Barbyer Krisis des Neffen	56
8.	Häusliches aus der Hallischen Studienzeit Schleiermachers	66
9.	Im Pfarrhause zu Drossen	70
10.	Die Schlobittener Zeit	77
11.	Die Landsberger Adjunktur	86
12.	Die letzten Jahre des Verkehrs zwischen dem Onkel und Neffen	96
13.	Ende und Ausblick	106
	Anmerkungen und Nachträge	111

Die theologische

Prinzipienlehre Schleiermachers

nach der Kurzen Darstellung und
ihre Begründung durch die Ethik.

Von

Prof. D. Karl Dunkmann.

(Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. 20. Bd. 2. Heft.) 3,60 M.

Die Nachwirkungen der theologischen

Prinzipienlehre Schleiermachers

Von

Prof. D. Karl Dunkmann.

(Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. 19. Bd. 2. Heft.) 4 M.

Schleiermacher

Rede zur Feier seines hundertundfünfzigsten Geburts-
:: tages gehalten an der Universität Breslau ::

von

Prof. D. Erich Schaeder.

(Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. 23. Bd. 5. Heft.) 1,20 M.

Hierzu tritt ein Teuerungszuschlag.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Orte und Wege Jesu

Von

D. Dr. D. Gustaf Dalman

ordentl. Professor und Geh. Konsistorialrat in Greifswald.

(Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, 23. Band, 1./2. Heft.)

XVI, 370 S. Mit Bildern und Plänen. 12 M.

Auf die Frage — schreibt Dalman im Vorwort — ob dieser oder jener Ort „historisch" sei, habe ich stets antworten müssen: „hier ist alles historisch", aus der Überzeugung heraus, daß kein Punkt des Landes in seiner Vereinzelung, sondern nur im Zusammenhang mit seiner näheren und ferneren Umgebung geschichtlich etwas hat bedeuten können, und daß wiederum jeder einzelne Punkt, selbst wenn in der Geschichte niemals genannt, für das Ganze mitbestimmend gewesen ist. So soll auch dieses Buch die Orte und Wege Jesu nicht vom Ganzen des Heiligen Landes trennen, als hafte an ihnen etwas Besonderes. Es will im Gegenteil jeden Ort in das ganze Palästina hineinsetzen und im Zusammenhang mit ihm betrachten lehren. . . . . Mein Buch will das örtliche Material darbieten, wie es mir bei 13jährigen Ritten auf den Pfaden Jesu durch ganz Palästina entgegentrat. Dabei war selbstverständlich, daß ich das Zeugnis der örtlichen Tradition der alten Kirche des Landes nicht vernachlässigte.

Aus vierzig Jahren Deutscher Kirchengeschichte

Briefe an E. W. Hengstenberg.

Herausgegeben von **Prof. D. G. Nath. Bonwetsch.**

(Beiträge zur Förderung christl. Theol. 22. Bd. 1. Heft u. 24. Bd. 1./2. Heft.)

1. Folge: 4 M. 2. (Schluß-)Folge: 6 M.

Briefe an einen Mann wie Hengstenberg, der im Mittelpunkt des kirchlichen Lebens stand, sind von vornherein der Beachtung sicher. Als „hochinteressante Briefsammlung" ist die Arbeit begrüßt worden und von anderer Seite wurde geschrieben: „Seit langer Zeit bin ich keinem Buche begegnet, das mich so gefesselt hätte wie dieses."

Zu den angegebenen Preisen tritt ein Kriegsteuerungszuschlag.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

D. Fritz Barth

weil. ord. Professor der Theologie an der Universität Bern.

Einleitung in das Neue Testament

Dritte Auflage.

7 M., geb. 8 M. (und 30% Teuerungszuschlag).

„Ich kenne nur wenige Bücher, die in Kürze so viel sagen und dabei trotz der Kürze, durchaus gemeinverständlich bleiben. Was diesen Vorzug anlangt, steht Barths Buch unter den neueren Einleitungen unübertroffen da. . . . . Barth steht auf konservativem Boden, aber er hat ein offenes Auge für alle wirklichen Schwierigkeiten und Probleme der biblischen Kritik. Gründlich und unbefangen weiß er die Schwierigkeiten zu lösen, die sich bei der Arbeit ergeben." (Kreuzzeitung.)

Die Hauptprobleme des Lebens Jesu

Eine geschichtliche Untersuchung

Fünfte Auflage.

6 M., geb. 7 M. (und 30% Teuerungszuschlag).

Die Kritik betont die Gemeinverständlichkeit der Darstellung und sagt u. a.: „Barth nimmt das Gute, woher es kommt. Es gibt wenig Bücher, in denen die Christusfrage so objektiv behandelt wird, wie in diesem Buche. — „Über den lähmenden Eindruck, als ob im Leben Jesu alles unsicher sei, möchte das Buch hinweghelfen, und diese Aufgabe dürfte es selbst für den, der nicht geneigt sein sollte, ihm in allen Punkten zuzustimmen, durchaus erfüllen." (Zeitschrift für den ev. Rel.-Unterricht.)

„Barth besaß, wie wenige, das Geschick, bei seinen gelehrten Einzeluntersuchungen die großen Lebensfragen im Auge zu behalten. Er verliert sich nie in kleine Einzelheiten, sondern versteht es vortrefflich, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden, und wird so seinen Lesern zu einem zuverlässigen Führer auf den oft recht gewundenen und irreführenden Wegen der neutestamentlichen Schriftforschung."

(Schweiz. Theolog. Zeitschrift.)

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Der Geisteskampf der Gegenwart.

Monatsschrift für christliche Bildung und Weltanschauung.
Herausgegeben von Prof. D. E. Pfennigsdorf-Bonn. Vierteljährl. 1,50 M.
Hierzu kommt kommt ein Teuerungs-Zuschlag.

Was die Zeitschrift bietet:

Aufsätze und Abhandlungen, Rundschau im Geisteskampf, Sprechsaal, Verschiedenes, Notizen und Besprechungen. — Regelmäßige Berichte: über Naturwissenschaft; Biologie und Naturphilosophie; religionsphilosophische, ethische und Glaubensfragen; Philosophie; Freidenkerbewegung u. a. Hervorragende Mitarbeiter auf allen Gebieten.

Was die Zeitschrift will:

Die Zeitschrift erstrebt ein tieferes Verständnis von Christentum und Geistesleben. Sie geht von der Überzeugung aus, daß gerade eine klare, offene Auseinandersetzung mit den verschiedenen Geistesrichtungen und Weltanschauungen der Kraft und Wahrheit unseres christlichen Glaubens zugute kommt. Die Zeitschrift stellt sich darum die Aufgabe, alle Gebiete des modernen Geisteslebens in Wissenschaft, Philosophie, Kunst und Religion unter christliche Beleuchtung zu setzen, um auf diese Weise den Modernen das Verständnis des Christentums und dem Christen das Verständnis des modernen Geisteslebens zu erschließen.

Wem wir dienen möchten:

Allen, die nach einer Festigung des Glaubens sowie nach einem sicheren Verständnis des derzeitigen Geisteslebens Verlangen tragen. Also: den Suchenden aus allen Ständen und Volkskreisen, dann aber auch allen, Männern und Frauen, die an der Förderung und Verbreitung des christlichen Glaubens in unserer Zeit mitarbeiten möchten.

Wie urteilt man über unser Blatt?

Der Geisteskampf will im Kampf der Weltanschauungen allen Gebildeten nicht nur die Augen öffnen für die Gefahr der glaubensfeindlichen Strömungen, sondern er will ihnen auch den unerschütterlichen Felsengrund zeigen, auf dem allein ein Gebäude des Glaubens aufgerichtet werden kann, das standhält in allem Sturm; hier wird Antwort gegeben auf die Fragen des Zweifels und zur Mitarbeit aufgerufen an der Gesundung unseres Volkslebens. (Freimunds kirchl.-polit. Wochenblatt.)

Es ist wirklich erfreulich, daß wir eine solche Zeitschrift besitzen, welche nicht nur Theologen, sondern jedem Gebildeten, welcher religiöses Interesse hat, hochwillkommen sein muß. (Neues Sächs. Kirchenblatt.)

.... Sicher und über jedem Zweifel erhaben ist, daß der „Geisteskampf" immer mit Sachkenntnis, mit sauberen Waffen und mit gerechter Beurteilung des Gegners sein Werk getan hat. (Die Wartburg.)

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.